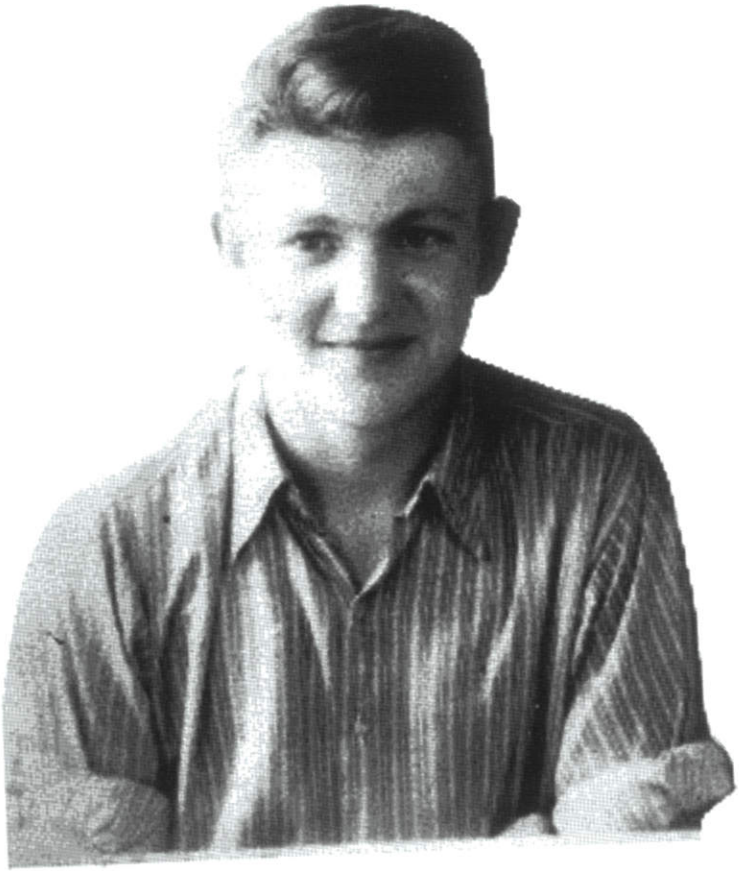
Sibirische Glocken

Glaube und Hoffnung

Herbert Hecht



"Sibirische Glocken" nennt der Gernröder Herbert Hecht (geb. 12.05.1928) seine Odyssee durch die Zuchthäuser, Gefängniszellen und Gulags vom 27.Dezember 1945 bis zum 31.Mai 1952.
Bis heute weiß er nicht, warum ihn die russische Geheimpolizei verhaftet hat und wofür er in Sibirien Tag für Tag ums Überleben kämpfen musste.

Sibirische Glocken

Glaube und Hoffnung

Herbert Hecht

Verhaftet

Verleugnet

Verbannt

und überlebt im GULAG

- Abschrift - Gernrode, den 01.09.1995

Ich beantrage bei den zuständigen Behörden der Russischen Förderativen Republik eine Kopie oder die Einsichtnahme in meine Gefangenen- und Verhaftungsakte:

Hecht; Herbert, Willi, Paul
geb. 12.05.1928 in 06507 Gernrode/Harz
wohnhaft: Marktstraße 14, 06507 Gernrode/Harz

von der damaligen deutschen Polizei am 27.12.1945 verhaftet und der N K W D in Ballenstedt übergeben.
In russischem Gewahrsam vom 27.12.1945 - 31.05.1952

Stationen:	NKWD	Ballenstedt
	Zuchthaus	Halle
	Lager	Mühlberg
	Lager	Anscherka
	Lager	Kemerowo
	Lager	Prokopjewsk
	Lager	Stalinsk
	Lager	Brest – Litowsk
	Lager	Minsk
	Lager	Stalino
	Lager	Kiew

Verhaftungsgrund: Nicht bekannt!
(Vermutung auf Grund der Vernehmungen:
Werwolf - Spionage - Hitler-Jugend)

gez. Herbert Hecht (nie eine Antwort erhalten)

INHALT

Vorwort	7
Kinderjahre	9
Im Braunhemd mit Fanfare zum Kriegsfreiwilligen	14
G P U Keller	23
Zuchthaus Halle „Roter Ochse“	27
Lager Mühlberg	31
Pelzmützentransport	43
Lager Anscherka	48
Lager Kemerowo	63
Lager Prokopjewsk	68
Lager Stalinsk	72
Lager Brest – Litowsk	75
Lager Minsk	81
Ausgeladen in großen Sonnenblumenfeldern	83
Lager Kiew	85
Deutschland, unsere Heimat	91
Schlussbetrachtung	96
Nach 50 Jahren den Weg noch einmal	100

Vorwort

Glaube, Hoffnung und der Wille wieder nach Hause zu kommen, brachten mich durch die Hölle der NKWD Keller, Zuchthäuser und GULAG Lager endlich am 31.05.1952 - nach sechseinhalb Jahren unglaublicher Erniedrigungen bis hin zur Selbstaufgabe doch wieder nach Haus.
Hunger, Kälte und Elend waren stets mein Begleiter.
Oft habe ich in diesen Jahren unter der Decke meine Hände gefaltet und unter Tränen gebetet. Wer hat dies unter den Bedingungen damals nicht getan?
Wer weiß schon was es heißt, politischer Gefangener im sibirischen GULAG zu sein? Der weiß auch was ein Mensch aushalten muss, um am Leben zu bleiben.

Verloren hatte ich die schönsten Jahre meines Lebens - die Jugend.
Begleitet von Minderwertigkeitskomplexen dauerte es lange, mich im Nachkriegsdeutschland zurecht zu finden.
Ich wollte weg - irgendwo hin, ich verstand die Welt nicht mehr -
doch wo war das Irgendwo?
Meine Mutter bettelte: „Bleib hier, wir brauchen dich doch."
Ich entschied mich und blieb in dem Teil Deutschlands, in dem ich geboren wurde und der meine Heimat war.
Wir fingen an, uns eine neue Zukunft aufzubauen, mit Elan und in der Hoffnung, dass sich alles zum Guten entwickelt.
Die wenigsten Menschen glaubten damals daran, dass die Teilung Deutschlands von langer Dauer sein würde. Aber die Gegensätze verhärteten sich immer mehr und eine Wiedervereinigung unseres Vaterlandes wurde von Jahr zu Jahr unvorstellbarer.
Apathisch, mit der Faust in der Tasche, versuchte jeder sein Leben zu meistern und die Menschen ließen vieles über sich ergehen und ergaben sich ihrem Schicksal. Einige wenige, die in der Öffentlichkeit ihren Unmut aussprachen, mussten ihren Widerwillen teuer bezahlen.
Mehr und mehr musste ich feststellen, dass der Weg so langsam dort hinging, wo ich solange gewesen war.
Der Druck der wirtschaftlichen und politischen Ohnmacht wurde für all jene ehrlichen Menschen, die Verantwortung trugen und versuchten, dieser gerecht zu werden, immer größer.

Die Zeit reifte heran. Immer den passiven Widerstand im Herzen zollte ich denen meine Hochachtung, die ihn offen gezeigt haben. Bei der organisierten Bespitzelung und der außergewöhnlich harten Bestrafung in solchen Fällen, waren sie wirklich Helden.
Nach Beendigung des auferlegten Schweigens mit der Wende erleichterte es nach nun fast 4 Jahrzehnten mein Gewissen, als ich im November 1989 in unserer ehrwürdigen alten Kirche, in der ich als Kind schon gesessen hatte, meinem Herzen Luft machen konnte.
Ich machte es in Gedanken an all die Kameraden, die diese Jahre nicht überlebten.
Sind dies auch traurige Zeilen, so beruht doch alles auf Tatsachen.

Kinderjahre

Geboren wurde ich im Mai des Jahres 1928 in Gernrode, unserer kleinen Stadt am Harz.
Arbeit, Arbeit war das Leben meiner Eltern, die in der dritten Generation eine Bäckerei betrieben.
Meine Mutter war eine schwer kranke Frau und versuchte dies immer zu verbergen. Sie hatte Herzasthma. Es fiel ihr oftmals schwer, ihre Aufgaben in Geschäft und Haushalt zu bewältigen. Doch sie war immer die Seele des Geschäftes. Sie kannte keinen Urlaub und hatte kaum Freizeit.
Niemand hörte sie jemals klagen.
Gab es auch viel Arbeit, so war es doch eine schwere Zeit, geprägt durch die politischen Wirren der Jahre.
Die Zahl der Erwerbslosen war sehr groß und nicht immer waren die nötigen finanziellen Mittel in den Familien vorhanden, um das Notwendigste zum Leben, das Brot, zu erwerben.
Viel Einfühlungsvermögen, Mitgefühl und gegenseitiges Vertrauen halfen oft, die Not zu lindern.
Das Vertrauen hielt viele Jahre an und wurde von den meisten nie vergessen und auch nach dem wirtschaftlichen Aufschwung durch Treue belohnt.
Für mich blieb bei aller Arbeit wenig Zeit. Doch hatte ich Glück Großeltern zu haben, unter deren Obhut ich eine sorglose Kindheit verleben konnte. Wünsche, von denen meine Alterskameraden nur träumen durften, wurden mir erfüllt. Doch auch manchen Freunden kam die Großzügigkeit meiner Großeltern zugute, weil sich vieles bei uns zu Hause abspielte.
Mein Großvater baute mit uns Drachen und machte auch manch kindliche Dummheit mit.
Wir bauten Buden im Garten und spielten Indianer. Meine Großmutter brachte uns ein Stück Kuchen, so dass mancher schon auf den nächsten Tag wartete. Was war das damals für ein Geschenk!
Im Winter saßen wir, vom Schlittenfahren nass geworden, bei uns am Backofen, um die Sachen zu trocknen. Großvater erzählte dann oft seine selbst erfundenen Geschichten.
Mit dem Älterwerden schauten wir mehr und mehr zu den älteren Jungen, die schon die Uniform des Deutschen Jungvolkes trugen, Lieder sangen und marschierten.
Noch zu dumm, um die organisierte Uniformierung und die politischen

Zusammenhänge zu verstehen, konnten wir kaum die Zeit abwarten, um im Deutschen Jungvolk aufgenommen zu werden und mitzumachen.
Endlich war es so weit und wir wurden Pimpfe.
Statt des Indianerspiels oder Räuber und Gendarm machten wir nun Geländespiele. Es wurde gerauft. Dabei gab es auch mal einen blauen Fleck oder ein blaues Auge.
Die Grundschule hatten wir hinter uns gebracht. Nun begann die Teilung der Gemeinschaft. Einige gingen zum Gymnasium, ein Teil zur Mittelschule und ein Teil zur Volksschule. Unsere Kinderspiele waren endgültig zu Ende. Jeder hatte unterschiedliche schulische Aufgaben zu erfüllen. Aber im Jungvolk waren wir alle wieder vereint.

Im März 1939 gab es in unserer Familie ein großes, freudiges Ereignis - meine Schwester Rosemarie wurde geboren. Aufgrund der Krankheit meiner Mutter entstanden für mich damit auch mehr häusliche Pflichten. Als stolzer Bruder half ich gern. Angefangen vom Warmmachen der Flasche bis hin zum Windeln gingen meine Aufgaben. Am schönsten empfand ich das Kochen von „Alete"-Milch.
Ich scheute mich auch nicht mit dem Kinderwagen zu fahren, obwohl das damals für einen Jungen nicht so üblich war.
Später wurde meine Schwester bei den von uns veranstalteten Geländefahrten oft der Pilot in der Sportkarre.

Wir waren Pimpfe im dritten Jungzug, welcher drei Jungenschaften hatte.
Wir waren in der Jungenschaft „Graf Spee" und hatten einen Wimpel, auf dem das Schlachtschiff „Graf Spee" aufgestickt war. Wir waren unheimlich stolz darauf!
Unbemerkt war alles, Schule und Jugendarbeit, auf ein Ziel abgestimmt: dem Nationalsozialismus zu dienen.
Wir lernten gehorchen und marschieren, wir bauten Zelte, machten Sportwettkämpfe und gingen auf Fahrt ins Zeltlager.
Nach den Sprüchen Hitlers erzog man uns: „Flink wie Windhunde, zäh wie Hosenleder, hart wie Kruppstahl" waren die Leitmotive.
Unsere große Leidenschaft war von klein auf das Handballspielen.
Es gab in unserer Altersklasse weit und breit kaum einen ebenbürtigen Gegner.
Auch wurde bald ein Fanfarenzug gegründet. Da ich immer mal Trompeter werden wollte, ging ich zum Fanfarenzug.
Meine Großmutter, die gute Fee, kaufte mir eine Trompete und ein Kindertraum ging in Erfüllung. Ich pustete und prustete, bis ich die ersten Märsche und Lieder blasen konnte.
Immer sollte ich Noten lernen, doch ließen mir Schule, Sport, Jugend- und Hausarbeit keine Zeit. Vielleicht war es auch Faulheit.

Unsere Zusammenkünfte nannten wir nun Dienst. Statt der Geschichten meines Großvaters erzählte man uns nun von den Heldentaten der Soldaten, man zeigte uns Filme aus dem 1.Weltkrieg und die Schlachten mit Friedrich dem Großen. Nicht nur in der Schule, auch bei unseren Heimarbeiten wurden wir geschult, wobei die nationalsozialistische Weltanschauung immer im Vordergrund stand, da diese die absolut Beste und Größte sein sollte und wir diese einmal in die ganze Welt hinaus tragen sollten.
Zu jung, um nicht daran zu glauben, wuchsen wir ehrgeizig in die Zeit hinein. Wir nahmen teil an politischen Aufmärschen. Durch mein musikalisches Talent gehörte ich zu einer Gruppe Pimpfe, die beim Aufmarsch 1939 vom Magdeburger Dom blasen durften. Dies verschaffte mir bei meinen Alterskameraden große Anerkennung. Bald gehörte auch das Lied „Es ist so schön Soldat zu sein" zu unserem Repertoire. Soldaten hatten für uns immer eine Vorbildwirkung. Die Manöver der Soldaten, die Paraden, Disziplin und Ordnung fanden einfach unsere Bewunderung und jeder wollte einmal dabei sein. Ich kenne keinen meiner Alterskameraden, der damals nicht voller Begeisterung war, auch wenn heute oftmals vom Gegenteil gesprochen und geschrieben wird. Wir waren damals noch viel zu jung (mit zwölf Jahren), um politische Zusammenhänge zu verstehen.
Darum „bewundere" ich die Schreiber, die in meinem Alter sind und heute davon sprechen, alles nur widerwillig gemacht zu haben und immer gegen die damaligen politischen Verhältnisse gewesen zu sein.
Ich denke, die Kriegsvorbereitungen wurden von keinem von uns Kindern wahrgenommen, was sollte uns auch passieren, wir wurden doch von der stärksten Wehrmacht der Welt beschützt. Keiner von uns hatte auch nur die leiseste Ahnung, was Krieg bedeutete. Kriegsfilme mit siegreichen deutschen Soldaten wurden immer gern gesehen, doch es waren nur Filme und sie taten nicht weh.
Mancher Jugendfreund sagte auch mal: „Mein Großvater ist im Weltkrieg gefallen." Damit war der Großvater für uns ein Held und er wurde am Heldengedenktag geehrt. Doch was die Großmutter durchgemacht haben musste, davon hat uns gegenüber niemand gesprochen.

Im August 1939 hieß es „Mobilmachung", was war das?
Alles war in Aufregung. Viele Väter und ältere Brüder wurden zur Wehrmacht einberufen. Sie wurden Soldat.
Man weinte - viele, viele Tränen. Lebensmittelkarten wurden ausgegeben.
Ging so der Krieg los?
Im Radio wurden Reden gehalten und von den Gräueltaten, die an deutschen Landsleuten in Polen verübt wurden, berichtet.
Die Meldungen erweckten immer mehr Zorn unter der Bevölkerung.

Am ersten September war es dann so weit. Deutsche Truppen marschierten in Polen ein.
Nun war Krieg!
Schon 1936 zur Olympiade wurde die Stärke der deutschen Wehrmacht bei einer militärischen Übung im Berliner Olympiastadion demonstriert und die Welt sah zu!
Heute frage ich mich oft, wie konnte eine solche Macht nach den Auflagen und Repressalien von Versailles in wenigen Jahren nach der Machtergreifung des Nationalsozialismus entstehen?
Europa und die Welt sahen zu, wie deutsche Truppen ins Egerland einmarschierten. In Österreich rief man: „Wir wollen heim ins Reich."
So geschah es, dass deutsche Truppen beim Einzug in Österreich mit Blumen überschüttet wurden.
Immer mehr deutsche Forderungen wurden akzeptiert. Was sollte bei all den Erfolgen, die natürlich auch propagandistisch ausgewertet wurden, einen Jungen davon abhalten, nicht begeistert in die Zeit hinein zu wachsen und Deutschland als das Größte zu sehen?
Die militärische Stärke bekam dann auch die Welt zu spüren, indem Polen in wenigen Tagen von deutschen Truppen überrollt und besetzt wurde. Daran konnte auch die französische und englische Kriegserklärung einige Tage später nichts ändern. Die Welt geriet in Aufruhr.
Betrübt und traurig wurden die ersten Meldungen von gefallenen deutschen Soldaten aufgenommen, worunter auch Männer aus unserem Ort waren.
Kurz vor der Zerschlagung des polnischen Reiches marschierten russische Truppen in Ostpolen ein, um Gebietsansprüche geltend zu machen. Ein Land nach dem anderen wurde von deutschen Truppen besetzt und der Krieg dauerte länger und länger. Durch die militärischen Erfolge entwickelte sich zunehmend ein nationalsozialistischer Größenwahn, der sich mit dem Rassenwahn und den daraus resultierenden Verfolgungen immer mehr Feinde und den Zorn der ganzen Welt zuzog. Der Krieg gegen Russland, der Napoleon schon zum Verhängnis wurde, und der Kriegsbeitritt der Amerikaner brachten die Kriegsmaschinerie zum Stehen und zum Wanken und führten die Wende des Krieges ein. Die unendlichen Weiten Russlands, der russische Winter mit seiner erbarmungslosen Kälte, die Landung der Amerikaner in der Normandie, der immer stärker werdende Partisanenkrieg in allen besetzten Ländern - sie läuteten das Ende des Nationalsozialismus ein. Die Lawine der Übermacht wälzte sich unaufhaltsam auf Deutschland zu.
Heute weiß jeder, dass der Krieg längst verloren war. Doch wagte sich damals kaum jemand, davon zu sprechen. Die es taten, wurden liquidiert oder eingesperrt.
Selbst das Attentat auf Hitler am 20. Juni 1944 hinderte nichts daran, dass der Krieg immer weiter ging und der Wahnsinn immer größer wurde.

Doch je mehr Verluste man dem deutschen Volk zufügte, um so stärker empfand man als heranwachsender Jugendlicher den Willen zur Verteidigung des Vaterlandes. Dies wurde auch nicht mit den immer brutaler werdenden Flächenbombardierungen unserer Städte durch die amerikanische und englische Luftwaffe gemindert. War die Wut und der Zorn auf das vom Nationalsozialismus ins Chaos geführte deutsche Volk auch noch so groß, so waren die Bombardierungen nur noch ein Morden von Frauen und Kindern, Flüchtlingen und alten Menschen.
Nie werde ich die Rede des englischen Premierministers Churchill vergessen, in der er uns als „Hunnen" bezeichnete.
Ich glaube für mich sagen zu können, ich habe alles getan, um mich voll einzusetzen, ob bei den nächtlichen Einsätzen der Feuerwehr, am Arbeitsplatz (ich war mit der Zeit nun schon 15, meine Eltern hatten mich wohlweislich ihrer Lebenserfahrungen aus der Schule genommen und lernte Konditor), oder bei den immer nötiger werdenden Hilfeleistungen. Im Glauben an die große Wunderwaffe, von der gesprochen wurde, hoffte ich immer noch auf einen Sieg Deutschlands. Bei Beginn des Krieges habe ich nie daran gedacht, dass auch ich einmal die Idee, in der wir erzogen wurden, mit der Waffe in der Hand verteidigen muss.

Im Braunhemd mit Fanfare zum Kriegsfreiwilligen

Groß geworden im tausendjährigen Reich ging die Erziehung der Jugend dahinaus, dass sich jeder zum Kriegsfreiwilligen meldete. So war auch ich mit 16 Jahren Kriegsfreiwilliger und wurde 1944 im November zum RAD nach Tuschamala (Polen) eingezogen.

Wir hörten von weit her den Geschützdonner der Front. Der Krieg war schon lange verloren. Keiner von uns glaubte damals an das grausame Ende, denn wir waren ja zum Endsieg erzogen.
Nachts schossen Partisanen öfter in unsere Baracke. Aber wie durch ein Wunder wurde nie jemand verletzt.
Am zweiten Weihnachtsfeiertag 1944 beschoss man uns wieder einmal.
Es wurde sofort Alarm ausgelöst und scharfe Munition verteilt. Die ganze Abteilung schwärmte aus. Jedes Haus in der Umgebung sollte durchsucht werden. Hierbei wurde mir zum ersten Mal bewusst, wie armselig die Leute auf den polnischen Dörfern lebten. Auch wenn ich in meiner jugendlichen Unerfahrenheit damals die Umstände nicht richtig einschätzen konnte, denke ich heute noch oft über den Zusammenhalt der Familien unter diesen armseligen Verhältnissen nach. Sicher war es die Not und der Glaube, der die polnische Bevölkerung zusammen fügte.
So lernten wir die Wirklichkeit des Krieges kennen!
Bisher hatten wir auf Schießscheiben und Pappkameraden geschossen, doch nun schoss man auf uns. Damit bekam die Schießerei, die bis dahin ein jugendlicher Spaß war, eine ganz andere Bedeutung. Wir mussten erkennen, dass es etwas anderes ist, wenn auf einen selber geschossen wird. Mit viel Geschick und Überlegung, sowie immer ein bisschen Glück, musste jeder sein Leben meistern lernen.
Dies gelang dem einen besser als dem anderen.
Wir mussten nun feststellen, dass wir gar nicht die Herren der Welt waren!
Von Tuschamala ging mein Weg im Januar 1945 in die Salzburger Alpen - zu den Gebirgsjägern.
Wir waren drei Schulfreunde. Mit mir kamen Günter Burkhard und Heinz Wagener.
In den Bergen um Berchtesgaden wurden wir ausgebildet.
Mit meinem Freund Günter Burkhard war ich in einer Kompanie, wir waren immer zusammen.
Anfang April wurden wir in Richtung Wien in Marsch gesetzt. Vor Wien geriet unsere Kompanie in einen Luftangriff. Wir hatten uns noch gar nicht wieder organisiert und waren dabei, unsere toten und verwundeten Kameraden zu

bergen, als wir von einer russischen „Stalinorgel“ (Artilleriegeschütz) voll erwischt wurden.
Von nun an wusste keiner mehr etwas von dem anderen. Wer wohl noch lebte? Die Nacht war grausam und voller Angst.
Am frühen Morgen wurden wir zusammen gezogen, vergeblich habe ich nach meinem Schulfreund gesucht. Seinen ganzen Zug hatte es erwischt. Auch spätere Nachfragen bei bekannten Kameraden hatten keinen Erfolg. Es war ein heilloses Durcheinander. Sicher musste mein Freund an diesem Tag sein junges Leben lassen, ich habe nie wieder etwas von ihm erfahren.
Günter war kurz davor gerade erst 17 geworden!
Unsere aufgeriebene Abteilung wurde danach in Richtung Obersalzberg in Marsch gesetzt. Wir erhielten statt Zigaretten Bonbons zur Aufmunterung, weil wir noch nicht 18 waren.
Wann kommt endlich die Wunderwaffe, von der uns immer erzählt wird?
In den Bergen um den Königssee erlebte ich den Angriff auf den Obersalzberg.
Durch die Detonation der Bomben aus den amerikanischen Flugzeugen flogen wir etwa 50 cm vom Boden hoch. Dazu kam das Abwehrfeuer der Flak!
Dies alles wurde durch das Echo in den Bergen zu einem kaum vorstellbaren Getöse. Ich hatte dabei das Gehör verloren und lief herum wie dumm. Immer wieder wurde ich von meinen Kameraden auf die Erde nieder gedrückt, ohne es richtig zu begreifen.
Abstürzende Flugzeuge, Piloten, die mit Fallschirmen am Himmel hingen, dazu schreiende Menschen und Tiere, dazwischen das Maschinengewehrfeuer der Tiefflieger. Eine Flakbatterie nach der anderen fiel aus. Über uns Pulk auf Pulk von amerikanischen Flugzeugen.
Wir konnten richtig sehen, wie die Bomben aus den Schächten der Flugzeuge fielen und klammerten uns an den Baumwurzeln fest, um nicht in die Luft geschleudert zu werden. War dies das Ende?
Doch die Bomben gingen Gott sei Dank an mir vorbei.
Nachdem der Spuk zu Ende war, sahen wir das Ausmaß der Verwüstung.
Ich hatte eine ganz nasse Hose und glaubte, ich hätte mir vor Angst in die Hose gemacht. Doch es war Blut, das mir da an den Beinen herunter lief. Zwei Granatsplitter hatten meine Gasmaske durchschlagen und saßen nun in meinem Rücken. Es blutete stark. Vielleicht hatte meine Gasmaske schlimmeres verhindert. Man brachte mich ins Lazarett. Die Splitter wurden entfernt und ein paar Tage später konnte ich zum Glück das „Schlachthaus“ wieder verlassen.

Viele Erinnerungen sind aus diesen Tagen noch in meinem Gedächtnis.
Nach der Wiedervereinigung Deutschlands besuchte ich diese Stätte, an der ich - wie durch ein Wunder - mit dem Leben davongekommen war.
Es muss schon ein Wunder gewesen sein, wenn man heute das Ausmaß der Zerstörung kennt.

Es war ein Krieg der Wahnsinnigen!

Auf dem Heldenfriedhof bei Berchtesgaden (Schönau) wurde mir alles noch viel bewusster als damals, als ich noch an den Endsieg glaubte.
Viele der dort beigesetzten Kameraden waren mein Jahrgang „1928".
Ein kleiner Stein ist alles, was von ihnen blieb.
Es trieb mir auch nach so vielen Jahren noch die Tränen in die Augen.
Kann dies überhaupt jemand verstehen?

In unserer Kompanie waren auch zwei ältere Vorgesetzte, sie waren bereits im 1.Weltkrieg mehrfach verwundet worden und hatten so mit dem Krieg schon viele Erfahrungen gesammelt. Sie waren für uns wie Väter und fragten immer: „Was machen wir bloß mit euch?" Sie sprachen ihre Gedanken nicht aus. Es waren unser Spieß und ein Stabsgefreiter. Letzterer blies jeden Abend, nachdem wir heimlich „Lilli Marleen" gehört hatten, den Zapfenstreich. Das Echo hallte in den Bergen hundertfach.
Täglich wurden wir von Tieffliegern angegriffen und hatten Tote und Verwundete zu beklagen. Eines Abends erschallte sein Trompetensignal nicht mehr! Schnell ging die Nachricht herum, auch er war unter den Toten. Er, der so viel schon mitgemacht hatte. Wir trauerten um einen Freund, der für uns immer ein offenes Ohr hatte.

Eines Morgens mussten wir ohne Ausrüstung antreten.
Unser Spieß, der nicht mit hinausmarschierte, sagte: „Jungs, nehmt euch ein Stück Brot mit. Heute werden Deserteure erschossen. Sie haben geplündert. Wenn es soweit ist, steckt euch ein Stück davon in den Mund."
Das ganze Bataillon marschierte ins Gelände zum Übungsplatz. Wir mussten uns im offenen Viereck aufstellen.
Wenig später kam ein Auto mit Gefangenen. Sie hatten keine Schuhe an und waren gefesselt. Die Haare waren ihnen abgeschnitten worden.
In der Erde standen drei Pfähle. Ein Staatsanwalt verlas das Vergehen und das Urteil: „Tod durch Erschießen." Die Fesseln wurden ihnen abgenommen und sie durften noch eine letzte Zigarette rauchen. Dann marschierte das Erschießungskommando auf, 18 Soldaten.
Die Gefangenen mussten die Jacken ausziehen. Sie wurden an die Pfähle gebunden. Man verband ihnen die Augen. Die erste Reihe des Erschießungskommandos kniete nieder und dann folgte der Befehl : „Legt an, Feuer!"
Wir sahen, wie die Gefangenen in sich zusammen sackten.
Viele junge Soldaten fielen beim Zusehen um oder es wurde ihnen schlecht. Die Erschossenen erhielten noch einen Gnadenschuss mit der Pistole in den Kopf.
Wie weit waren Realität und Film nun auseinander?

Wir mussten - welch Hohn - dann singend zurück marschieren. Uns war gewiss nicht danach zumute.
An diesem späten Nachmittag gab es Fliegeralarm. Dies kam jetzt immer öfter vor. Nachts kamen die Flugzeuge nicht, weil die Berge so hoch waren.

Die Erschießung und unser gefallener Stabsgefreiter stimmten uns alle traurig.
Abends saßen wir zusammen und hörten den Sender Belgrad mit
„Lilli Marleen" - einige weinten. So ging es schon ein paar Tage. Unser Spieß machte uns Mut, er war eine Art Vater-Natur, kannte uns alle und konnte uns sicher auch richtig einschätzen. Möglicherweise hatte er auch selbst Jungen in unserem Alter. Wenn wir allein waren, sprach er uns auch schon einmal mit dem Vornamen an. So wusste er auch, dass ich im Fanfarenzug war und Trompete blasen konnte. Ich musste zu ihm kommen und erhielt den Befehl,
abends Trompete zu blasen.
Hunderte von Ausreden halfen nichts. Er gab mir den Befehl! Er drückte mir die Trompete unseres toten Kameraden in die Hand und ich musste den ganzen Tag in einem verlassenen Keller üben. Ich hatte gar keinen Ansatz mehr, die Luft ging mir schon an der Seite des Mundstücks vorbei. Doch es half nichts.
Abends, nachdem wir „Lilli Marleen" gehört hatten, kam er mich holen und ich musste den Zapfenstreich blasen.
Ich tat es mit tränenüberströmtem Gesicht!
Dies wiederholte sich noch einige Tage so.
An einer Straßenkreuzung in einem kleinen Ort zwischen Salzburg und Hallein hatten wir uns eingegraben und warteten auf die amerikanischen Panzer. Wir legten ein Ohr auf die Straße, um so festzustellen, wie weit die Panzer noch entfernt waren.
Ein paar ältere Frauen kamen zu uns und brachten uns etwas zu trinken. Doch hatte ihre Freundlichkeit einen anderen Grund. Sie flüsterten uns zu: „Jungs schießt nicht, sonst seid ihr verloren. Auf euch sind schon die Gewehre gerichtet. Wir wollen uns ergeben. Unser Dorf soll nicht zerschossen und zerstört werden."
Was tun? Zum Glück gab eine grüne Leuchtkugel das Zeichen zum Rückzug.
(Heute war ich schon des öfteren an genau dieser Stelle. Es ist schon ein eigenartiges Gefühl, hier gedankenversunken zu stehen, in Marktschellenberg!)
Dann kamen bereits die amerikanischen Truppen und ohne den Einsatz der immer erhofften Wunderwaffen ging es in die Gefangenschaft.
Man behandelte uns nicht gerade zimperlich und es gab manchen Hieb mit dem Gewehrkolben.
Durch einen Lautsprecher erfuhren wir, dass unser über alles geliebter Führer in Berlin den „Heldentod" gestorben war.
Wir wurden gefilzt. Mancher Ami hatte schon so viele Uhren am Arm, dass er sie gar nicht mehr selbst umbinden konnte.

Am 8. Mai 1945 war der Wahnsinn zu Ende.

Für 10 Mann gab es ein Brot und eine Büchse Cornedbeef. Mit großen Sattelschleppern ging es nun über Salzburg, Bad Erdingen und Ulm nach Heilbronn, wo 250 000 deutsche Gefangene aus mehreren kleinen Lagern zusammengebracht wurden.
Auf dieser Fahrt hatten wir die Zerstörung, die der Krieg angerichtet hatte, deutlich vor Augen.
Nicht nur Hunger war unser Begleiter. Es kam noch der Durst hinzu, denn der Mai 1945 war sehr warm.
Von unseren Siegern wurde in großen Tankfahrzeugen Wasser bereit gestellt. Um einen Becher davon abzubekommen, mussten wir uns stundenlang anstellen. War das Wasser alle, schoss der Posten in die Luft. Durstig musste man auf den nächsten Tag warten.
Von Heilbronn aus kam ich nach Ludwigsburg.
Hier hatten wir ein Lager für politische Gefangene zu errichten. Wir mussten das Gefängnis in Ludwigsburg, in das viele politische NS Größen gebracht wurden, reinigen und die Zellen einrichten.
Beim Ziehen des Stacheldrahtzaunes um das Lager kamen viele Frauen und fragten nach ihren Männern. Bei dieser Gelegenheit gelang es mir, eine Nachricht nach Stuttgart mitzugeben. Ich hatte eine Freundin aus Stuttgart, die in Gernrode im Mädchenpensionat war, Hildegard Sandler, Strohberg 100.
Wenige Tage später sagte ein Kamerad: „Du, da hängt ein Brief für dich an der Essenausgabe." Es war ein Brief von ihrer Mutter. Sie ließ mich wissen, dass ich nach der Entlassung sofort zu ihnen kommen könnte. Schön wäre es gewesen, doch für mich war ein anderer Weg vorprogrammiert. Ich kam wieder nach Heilbronn zurück.
Hier hatte man das Lager nach den damaligen Postleitzahlen aufgeteilt. Es waren schon viele entlassen worden, nur noch nicht in die von den Russen besetzte Zone.
Wir hatten immer Hunger, es gab sehr wenig zu essen: „Sprats Hundekuchen".
Ich war zwischenzeitlich schon 17 geworden.
Immer mehr merkte ich, was Hunger aus Menschen machte.
Der Körper verarbeitete bei diesem Mangel sicher alles, denn wir konnten nur alle 14 Tage unsere Notdurft verrichten. Dann saßen wir eine Stunde und versuchten, uns mit den Fingern vom steinharten Kot zu befreien. Anschließend fiel uns tagelang das Laufen vor Schmerzen und Muskelkater schwer.
Ein Hohn war immer der Ruf: „Von jeder Hundertschaft vier Mann mit Decke zur Küche, Sonderverpflegung holen." Wiedergekommen sind sie dann mit einer Decke voll Toilettenpapier und einem Eimer Hengstenberger Sauerkraut - für hundert Mann!

Bei Regen wurde der lehmige Erdboden richtiger Lehmschlamm, der bei Sonnenschein wieder knüppelhart wurde. Mit unseren Löffeln mussten wir dann den Erdboden planieren. Wir wurden oft schikaniert - z.B. die Zelte umbauen, einmal in die Richtung, dann wieder in die andere.
Einmal hörte ich, wie sich zwei amerikanische Offiziere unterhielten und der eine sagte: „Gebt den Deutschen eine eigene Leitung und sie sind gestraft genug."
Oft habe ich mich im Laufe der Gefangenschaft an diesen Satz erinnert. Seinen Wahrheitsgehalt sollten wir noch bitter erfahren.
Noch als Jugendliche mussten wir die 10 Gebote lernen. Am Abend sangen wir mit einem Pfarrer vor dem, im Lager aufgestellten Holzkreuz, Kirchenlieder.
Immer mehr Gefangene wurden entlassen. Nur in die Ostzone gab es noch keine Entlassung.

Wir kamen von Heilbronn nach Darmstadt.
Hier im Lager suchte man Bäcker. Es gab eine große Bäckerei, die für die amerikanische Armee und die Gefangenenlager backen musste. Da ich in der Backstube groß geworden war, meldete ich mich als Bäcker und wurde auch genommen. Damit hatte der Hunger ein Ende. Der Beruf Bäcker, den ich noch gar nicht zu Ende gelernt hatte, begleitete mich mein Leben lang und half mir, viele Situationen zu meistern.
Durch ein sportliches Talent wurde ich Torwart der Lagermannschaft. Dies brachte mir noch weitere Vorteile.
Im Lager Darmstadt traf ich meinen Nachbarn, Paul Latta, Frisör in Gernrode.
Er konnte es gar nicht fassen, dass ich schon Soldat war.
Unsere Fahrten mit dem LKW durch die Stadt wurde von der Bevölkerung bald bemerkt, denn wir schmuggelten Brot aus der Bäckerei und ließen es vom Wagen fallen. Die Not in der Bevölkerung war groß.
Später haben wir dann die Mehlsäcke, amerikanische Leinensäcke, abgeworfen und etwas Mehl darin gelassen.
Wir hatten schon amerikanische Arbeitsverträge. Doch wenn es dem Esel zu gut geht, geht er aufs Eis tanzen.

Der Winter hatte begonnen und ich trug mich mit dem Gedanken auszureißen. Anfang Dezember 1945 gelang mir die Flucht. Ich schlug mich über den Harz - Goslar, Braunlage, Elend, Tanne nach Hause durch.
Auf diesem Wege wurde mein Begleiter, ein Bäcker aus Halle, kurz vor der Grenze wegen Unachtsamkeit von der Militärpolizei mitgenommen. Er hatte, wie ich, keinen Entlassungsschein. Ich konnte mich noch rechtzeitig im Gebüsch verstecken.
In der Nacht schlich ich durch den Wald hinter Braunlage über die Grenze. Von hier aus sah ich auf der Straße russische Soldaten, die auf Patrouille waren.

Immer vorsichtiger wurden meine Bewegungen. Nur nicht den Russen in die Hände fallen, denn es gab ja die fürchterlichsten Gerüchte. Ich gelangte unbemerkt nach Tanne. Eine ältere Frau holte mich ins Haus und ließ mich einen ganzen Tag schlafen.
Am nächsten Morgen schneite es tüchtig. Noch im Dunkeln machte ich mich, mit vielen guten Ratschlägen meiner Wohltäterin, wo ich am besten unbemerkt entlang gehen sollte, auf den Weg.
In der Schutzhütte, die heute noch zum Teil steht - zwischen Hasselfelde und Stiege - machte ich eine Pause. Der Schneefall wurde immer stärker.
Endlich hatte ich Allrode erreicht. Im ersten Haus bat ich um ein Glas Wasser. Die Leute waren sehr nett. Wir unterhielten uns noch eine Weile. Man bot mir an, mich erst einmal auszuruhen oder auch dort zu schlafen und am nächsten Tag weiter zu gehen. Aber so kurz vor dem Ziel hielt mich nichts mehr.
Bald hatte ich Friedrichsbrunn erreicht. Nun kannte ich mich aus - es ging quer durch den Wald in Richtung Heimat.
Holzfäller, die ich kannte und hier im Wald tätig waren, sagten zu mir: „Junge, dreh um und geh zurück." Doch ich wollte nach Hause!
Es schneite und schneite - ich lief und lief.

Als ich von der Höhe aus die Lichter Gernrodes sah, konnte mich nichts, aber auch gar nichts mehr halten!
Da stand ich nun vor meinem Elternhaus, unserer Bäckerei. Es war in der Zwischenzeit schon dunkel und spät geworden. Die Schaufenster waren mit Brettern zugenagelt, weil es noch kurz vor Kriegsende Beschuss gab.
Viele Leute standen noch nach Brot an.
Endlich war ich wieder zu Hause!
An der Hintertür regelte eine meiner Tanten den Kundenstrom. In der Dunkelheit erkannte sie mich gar nicht. Doch dann war die Freude groß:
„Unser Herbert ist wieder zu Hause", schrie sie ganz laut und drückte mich an sich.
Unser kleiner Opa kam aus der Fußgrube des Backofens hochgesprungen und drückte mich. Er weinte vor Freude. Meine Mutter, die oben in der Stube war und den Ruf meiner Tante gehört hatte, konnte es gar nicht fassen. Sie kam die Treppe herunter gehumpelt und rief immerzu: „Mein Junge ist da, mein Junge ist da." Und dabei drückte sie mich und konnte die Tränen gar nicht aufhalten. Da war meine kleine Schwester, die an mir hochsprang. Mein Vater kam vom Hof gelaufen. Alle drückten mich. Es war ein herzliches Wiedersehen.
Meine Mutter sah sehr blass und krank aus. Sie war überglücklich vor Freude und ließ sich ihre Schmerzen nicht anmerken. Mit meinem Großvater und meiner kleinen Schwester war sie beim Artilleriebeschuss verwundet worden.
Die ganze Belegschaft, die Nachbarn, die Freunde - alle kamen, um mich zu begrüßen. Wir sind an diesem Abend gar nicht ins Bett gekommen.

Am nächsten Tag, einem Sonntag, waren alle früh schon wieder in der Backstube. Es musste gebacken werden, da viele Menschen zu versorgen waren. Backwaren gab es nur auf Brotmarken. Auch am Sonntag war der Laden bis zum Mittag geöffnet.
Es war kurz vor Weihnachten.
Mein Vater hatte sich im Walde ein Pferd eingefangen. Die Pferde der ehemaligen Wehrmacht liefen damals dort herrenlos herum. Mit Pferd und Wagen machte er Unmögliches möglich. Da ihm nicht genügend Kohlen zur Verfügung standen, konnte er so auch Holz aus dem Walde besorgen.
Wir arbeiteten Tag und Nacht. Es waren noch einige Gesellen in der Backstube beschäftigt. Unser kleiner Opa, so nannten wir unseren Großvater auf Grund seiner Größe, war noch sehr aktiv.
Mit dem vorhandenen Mehl, Salz und Wasser, sowie den Organisationstalenten meines Vaters, der vor keiner Gefahr zurück schreckte, wurde alles unternommen, um die hungernden Mäuler der Stadt, darunter viele Flüchtlinge, zu stopfen. Es gab eine sicher nie wiederkehrende Solidarität unter den Menschen. Die Einheimischen waren in der besseren Lage. Man gab und opferte, so gut es ging. Bei uns war eine Frau mit ihren 7 Kindern unter-gebracht. Mein Großvater hatte außerdem eine schräge Dachkammer ausgebaut, einen Ofen hinein gestellt und so einer alten Frau, die eines Tages auf ihren paar Habseligkeiten vor unserer Tür saß, ein Dach über dem Kopf gegeben (sie lebte dort 7 Jahre).
Weihnachten 1945 näherte sich und jeder wollte gerne ein Stückchen Lebkuchen.
So besorgte mein Vater einen Wagen voller Zuckerrüben und wir kochten nachts Sirup, um damit Lebkuchen backen zu können.
Jeden Abend kamen die Russen der Kommandantur und holten sich Brot.
Eines Abends vor Weihnachten, es war schon sehr spät, wurde wieder einmal geklopft. Mein Vater öffnete. Wir hatten aus Lebkuchenteig Hexenhäuschen gebacken, dekoriert und in die Regale gestellt. Mit Gelächter und Unverständnis sahen einige Leute der Kommandantur unsere mit viel Arbeit und Fleiß hergestellten Häuschen an.
Die Verständigung war schwer und so konnten wir ihnen auch nicht das Märchen von Hänsel und Gretel erzählen. Sie waren angetrunken und wollten sich ausschütten vor Lachen. Plötzlich zog einer die Pistole und schoss die Häuschen entzwei. Meine Mutter stand oben auf der Treppe und dachte, man bringt uns um.
Lachend zogen die Russen ab und waren sicher stolz auf ihre Heldentat.
Da saßen wir nun vor unseren kleinen Ruinen. Zum ersten Mal habe ich meinen Vater weinen sehen. Mein Großvater sammelte alles, was noch zu retten war, zusammen und weichte es ein. Mit etwas Roggenmehl bereiteten wir einen neuen Teig zu.

Am folgenden Tag war Heiligabend. Wir hatten die ganze Nacht und am Heiligen Abend bis in den späten Nachmittag in der Waschküche gestanden und dort, jeder in seine Gedanken versunken, unsere kleinen Hexenhäuschen wieder neu zusammen gesetzt. Keiner hatte bemerkt, dass es draußen schon dunkel war. Die Kirchenglocken läuteten, es war die erste Friedens - Weihnacht.
Auf dem Heimweg aus der Kirche haben sich noch viele Leute so ein kleines Lebkuchenhaus geholt. Sicher hat es vielen Kindern und ihren Eltern Freude bereitet. Es gab sie außerdem ohne Lebensmittelkarten.
Es war ein glückliches Weihnachten, weil wir alle zusammen sein konnten.

Viele Jahre später fanden wir bei Renovierungsarbeiten im Putz und in den Balken noch Kugeln dieses Ereignisses, welches ich bis an mein Lebensende nicht vergessen werde.

Der G P U Keller

Leider dauerte das glückliche Zusammensein im Elternhaus nicht lange.
Am 28. Dezember 1945 wurde ich im Auftrag der GPU verhaftet und ins G P U Gefängnis (Villa Teermeyer) nach Ballenstedt gebracht.
Die beiden Polizisten, die mich verhafteten, wollten mit dem Zug dorthin, doch der war schon abgefahren. So liefen wir am Wald entlang. Das kam mir auch recht gelegen, denn ich kannte beide Polizisten und so keimte in mir die Hoffnung, dass ich sie überreden könnte, mich doch laufen zu lassen. Im Bereich Gernrode hatten sie ihre Polizeibinde abgemacht, legten sie aber sofort am Ortsausgang wieder an. Auch zeigten sie mir ihre Pistolen,
um vorzubeugen, dass ich kein Fluchtversuch machen sollte.
An der Rosburg, wo ein Weg in den Wald führte, habe ich dann den Versuch gemacht, sie zu überreden, mich doch laufen zu lassen. Sie könnten doch hinterher schießen und bräuchten aber nicht zu treffen. Doch sie erklärten mir, wenn sie mich nicht abliefern würden, dann müssten sie meinen Vater holen.
Und wenn nichts gegen mich vorliegen würde, wäre ich doch nach einer kurzen Vernehmung wieder zu Hause. So liefen wir dann durch den Schlossgarten in Ballenstedt zum GPU Keller.
Es sollte nur ein kurze Vernehmung stattfinden, aber daraus wurden dann fast 7 Jahre. Man nahm mir Hosenträger und Schnürsenkel ab. So saß ich stundenlang im Raum, ohne dass sich etwas tat.
Ich war am Tisch eingeschlafen, als ich plötzlich nachts zur Vernehmung in ein Zimmer gezogen wurde. Wie lange ich auf dem Stuhl saß, wusste ich nicht mehr als die Tür aufging und die Vernehmung mit der Frage: „Du Spion?“ begann.
Gebrochen deutsch wurde ich befragt über Aufträge und Aufgaben, die ich zu erfüllen hätte und wann ich wieder nach drüben gehen würde, wer meine Auftraggeber seien usw.
Ich war sprachlos und überrascht, wusste gar nicht, was ich antworten sollte. Auch nicht unter Androhung von Schlägen.
Die Vernehmung zog sich bis in die Morgenstunden hin. Danach wurde ich in den Keller gesperrt. Ich vernahm, dass noch andere Gefangene im Keller untergebracht waren. Durch eine kleine Ritze bemerkte ich, dass es draußen wieder dunkel wurde. Leider konnte ich zu den anderen Gefangenen noch keinerlei Verbindung herstellen. In der Annahme und Hoffnung, meine Vernehmung sei abgeschlossen, wurde ich dann in der kommenden Nacht eines Besseren belehrt.
Ich weiß nicht wie spät es war, als ich zum Verhör geholt wurde. Diesmal kam ich in ein anderes Zimmer. Auf dem Sofa lag eine Frau und las ein Buch.
Nachdem ich auch diesmal eine ganze Weile gesessen hatte, kamen wieder die

beiden Offiziere und das Spiel begann von vorn: „Du Spion, du Saboteur; du Spion, sag die Wahrheit."
Man richtete eine Lampe auf mich und die Fragerei nahm kein Ende. Die Herren entfernten sich dann, als plötzlich die Frau vom Sofa aufstand, mir eine Hundepeitsche mit den Worten: „Du Schwein, du SS" unter die Nase hielt und die Peitsche über das Gesicht schlug.
Im ersten Augenblick merkte ich gar nicht, dass ich dabei die vorderen Zähne verloren hatte, nur dass mir das Blut aus dem Munde lief. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob noch jemand auf mich einschlug. Auch wusste ich nicht, wie ich in den Keller gekommen war. Als ich aufwachte, muss es Neujahr gewesen sein, es roch alles nach Alkohol und fürchterlicher Lärm war im Hause. Vor lauter Erregung und Angst hatte ich gar nicht gemerkt, dass ich schon tagelang nichts zu essen bekommen hatte, mich quälte ein fürchterliches Durstgefühl.
War es der zweite oder dritte Januar, ich wusste es nicht.
Wieder wurde ich zum Verhör geholt. Immer in der Nacht!
Diesmal saßen die Offizier schon am Tisch und empfingen mich mit der Frage, wie es mir ginge.
Ich antwortete, dass ich Hunger und Durst hätte und fragte, ob ich mich einmal waschen könnte. Sie taten verwundert: „Hast du nichts zu essen bekommen?"
Der Posten musste mich wieder in den Keller zurück bringen. Wenig später brachte er mir eine Schüssel mit Tee und einen Topf voll Essen.
Ich sah nicht, was es für ein Gericht sein sollte. Ich aß alles auf und merkte dabei immer noch nicht, dass mir die Zähne fehlten.
Dann musste ich mal meine Notdurft verrichten. Dabei hatte ich erstmals Kontakt mit meinen Mitgefangenen. Ich konnte ihnen aber nur meinen Namen nennen. Mehr Zeit blieb nicht.
In der nächsten Nacht ging die Vernehmung weiter.
„Hast du noch Hunger?", war die erste Frage. Es wurden immer wieder Zettel hinein gebracht und die Vernehmung bekam eine andere Linie. Man ließ von der Spionage ab und die Frage lautete nun „Werwolf".
Doch konnte ich auch dazu keinerlei Aussagen machen. Daraufhin wurde die Tonstärke der Vernehmung immer stärker. Man stand auf, ging an mir vorüber und schimpfte auf russisch immer lauter und ich fühlte, ohne sie zu verstehen, sie wurden immer böser.
„Du Schwein, du Nazi!" Plötzlich schlug mir jemand auf dem Kopf.
„Du unterschreiben, dann nach Haus, du Werwolf." Ich konnte nicht unterschreiben, weil ich nichts dergleichen getan hatte. Ich hatte ja gar keine Vorstellung vom Werwolf. Die Vernehmung dauerte noch lange, ich sollte immer wieder unterschreiben. Ich habe es nicht getan.
Deshalb musste ich mich mit ausgestreckten Beinen auf eine Flasche setzen. Die Aufforderung: „Du unterschreiben, du Werwolf, du Nazi" kam prompt.

Vor Angst und Schmerzen wusste ich nicht, was ich machen sollte. Immer wieder wurde ich auf den Kopf geschlagen.
Ich weiß heute nicht mehr, ob ich vor Schmerzen geschrieen habe, doch unterschrieben habe ich nichts, das weiß ich.
Ich muss ohnmächtig gewesen sein. Als ich munter wurde, lag ich wieder im Keller und glaubte, ich sei tot. Am liebsten hätte ich mich aufgehängt, der Hintern, der Bauch, der Hoden – alles tat so furchtbar weh!
Ich konnte nicht mehr!
Vor Schmerzen konnte ich kein Wasser lassen, nicht sitzen und stehen und ich fürchtete am Ende zu sein mit meinen Kräften!
Wie lange ich auf der Pritsche lag, wusste ich nicht.
Wieder war es Nacht als ich zum Verhör geholt wurde. Was in diesen Momenten in mir vorging, kann ich nicht beschreiben, am liebsten hätte ich mich umgebracht.
Wenn man im Kino auch heute manchmal große Helden sieht, ist die Wirklichkeit doch eine ganz andere.
Diesmal sollte ich die Namen von Werwolf-Mitgliedern nennen. Doch ich konnte trotz vieler Schläge ins Gesicht keine Namen nennen und hätte es wohl auch nicht getan. Was sollte es auch, ich fühlte mich ja schon halb tot, nun hätten sie mich auch noch ganz tot schlagen können.
Mit ein paar Schlägen in den Bauch und mit Fußtritten wurde ich in den Keller gebracht.

Wieder wurde ich zum Verhör geholt. Es begann mit der Frage: „Du Faschist? Du Kommandant von kleine SS? Du Wahrheit sagen und unterschreiben, dann nach Haus."
Ich habe nicht unterschrieben. Daraufhin wurden mir Zigaretten auf der Hand ausgedrückt und mächtig in russisch geschimpft.
Ich hatte das Gefühl, die beiden Offiziere waren sich nicht einig. Mit den Worten: „Jobanne Faschist" (später habe ich erst erfahren was „Jobanne" auf deutsch heißt) und einigen Fußtritten wurde ich wieder in den Keller gebracht.

Am nächsten Tag wurde ich zu den anderen in den Keller gesperrt. Ich brauchte nicht sagen wer ich war, denn im Keller saß ein Gernröder, der alte Arno Meyer. Er war Wachmann und vorher einmal Justizbeamter im Zuchthaus Halle, dem berüchtigten „Roten Ochsen" gewesen. Ferner waren noch Forstmeister Machemehl aus Ballenstedt, Dr. Löffler vom Gummiwerk, Staatsanwalt Menk, ein Herr Sasse und ein Herr Wehn in diesem Kellerraum.

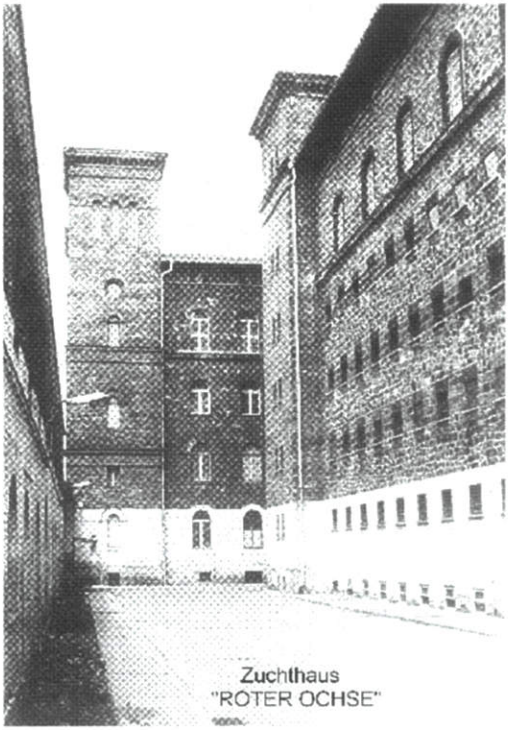
Der alte Forstmeister war es, der mir immer wieder Mut zugesprochen hat und auf mich aufgepasste, damit ich keine Dummheiten machte, denn ich war am

Ende, schlimmer hätte es nicht kommen können. Ich glaubte, meine ganzen Innereien wären kaputt oder gar geplatzt.
Sicher waren die Vernehmungen abgeschlossen, man ließ uns in Ruhe. Die Kameraden sagten mir, dass sie schon seit ein paar Wochen in diesem Keller waren. Ihre Vernehmungen verliefen nicht so brutal. Sie haben mir erzählt, dass sie mich immer gehört haben und sich vorstellen konnten, was man mit mir gemacht hat. Ich bemerkte auch, dass ich offene Stellen auf den Handoberflächen hatte, wo man die Zigaretten ausgedrückt hatte.
Vor Schmerzen ohnmächtig, hatte ich es vorher nicht gemerkt.

Die Mitgefangenen stellten fest, dass seit einiger Zeit andere, jüngere Politoffiziere im Hause waren, die gerade von der Ausbildung zu Vernehmungsoffizieren kamen. Sie wollten sicher beweisen, was sie gelernt hatten, um Geständnisse zu erpressen und was sie für Helden waren. Dies war wohl auch der Grund für die Brutalität der Vernehmung.
Arno Meyer sagte mir, dass er meinen Vater gesehen hätte, wie er ins Haus gegangen ist. Er sei auch wieder weggegangen. Ich habe bloß immer gehofft, dass sie ihn nach Hause gelassen haben. In welche Gefahr er sich begeben hatte, hat er nicht gewusst. Und ich habe zu diesem Zeitpunkt nicht gewusst, was er bei diesen Leuten gewollt hat.
Nach meiner Rückkehr erfuhr ich dann, warum mein Vater in dieses Haus gekommen war. Das Schreiben, welches am Kriegsende meinen Eltern von polnischen Gefangenen übergeben worden war, bestätigte, dass meine Eltern vielen von ihnen das Leben gerettet hatten und dass sie darum bitten, meinen Eltern in der Nachkriegszeit zu helfen. Er hatte die Hoffnung, mich damit frei zu bekommen, aber man nahm ihm dieses Schreiben mit der Bemerkung: „Der Vater kann gut, der Sohn kann ein Strolch sein“ ab.
Einige Tage später wurden wir nach Halle ins Zuchthaus gebracht. Als die große Eisentür des Zuchthauses (Roter Ochse) hinter uns zuschlug, hatte ich mit allem abgeschlossen und nie daran geglaubt, dass ich jemals wieder herauskommen würde.

Zuchthaus Halle „Roter Ochse“

Nachdem die große Eisentür zugeschlagen war, wurden wir gefilzt und unsere Personalien festgestellt. Dann wurde uns alles abgenommen und beim Kameraden Wend, der von seiner Frau in Ballenstedt noch eine Jacke bekommen hatte, wurde festgestellt, dass in den Revers etwas eingenäht war. Man riss sie auf und der Kamerad Wend bezog Prügel. Mir wurde es gleich wieder ganz anders, bloß nicht wieder Prügel.
Wir mussten danach in einen Raum, wo nach einiger Zeit der Frisör kam und uns die Haare vom Kopf schor. Ich stand bis zu letzt am Fenster und wartete auf ein Wunder, doch war der Glaube an ein Wunder vergebens, es gab kein Wunder...
Anschließend wurden wir mit einer Nummer um den Hals fürs Verbrecheralbum fotografiert, Daumenabdrücke genommen und dann ging es in die Zelle. Es war für mich ein nicht zu beschreibendes Gefühl - dies große Zuchthaus, die vielen Zellen, das Klappern der Wächter mit den Schlüsseln.



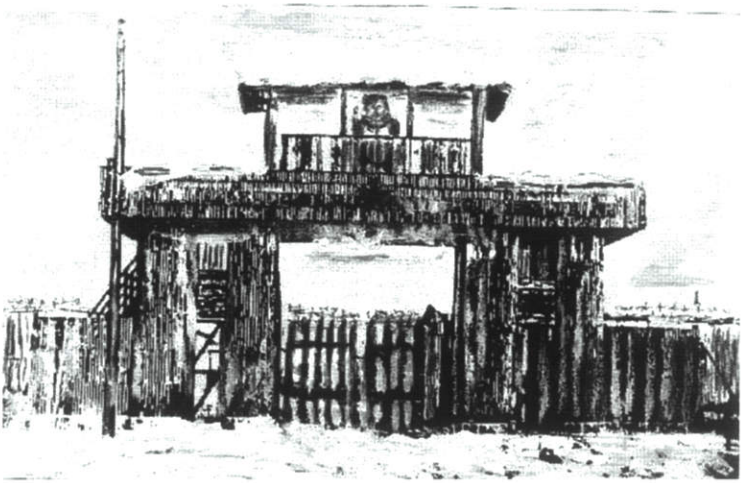
Zuchthaus
"ROTER OCHSE"

Arno Meyer, der hier im Zuchthaus lange Jahre Dienst getan hatte, Forstmeister Machemehl, Dr. Löffler, Staatsanwalt Menk und ich kamen in eine Zelle. Doch wenige Tage später wurde ich mit einem polnischen Gefangenen zusammengelegt. Wir konnten uns nicht verständigen.
Auch hier war ich nicht lange, dann wurde ich in eine Zelle in den Keller gebracht. Die Zelle war in der Mitte mit einem Gitter getrennt, es war kein Tageslicht zu sehen, sicher weil ich der Spionage verdächtigt wurde und um mich weich zu machen. Doch ich konnte nichts sagen.
Ich war 17 und sollte schon ein gefährlicher Spion sein?
An den Wänden waren Urteile eingeritzt, zum Tode verurteilt am „.....“, wegen der verschiedensten Verbrechen. Die stammten bestimmt noch aus der Nazizeit.
Morgens um 6 Uhr klingelte die Glocke, wir mussten aufstehen und es ging im Laufschritt zum Waschen. Wenn ich zurück kam, war meine Pritsche hochgeklappt und an der Wand angeschlossen.
Zum Frühstück gab es eine Kelle zu trinken und ein Stück Brot. Bis Mittag lief ich in der Zelle hin und her oder ich saß auf dem Hocker. Zu Mittag gab es einen Schlag Essen, Suppe oder was das sein sollte. Sicher wussten die Köche selber nicht was es war. Dann saß ich wieder auf dem Hocker oder lief wie ein Tier im Käfig hin und her. Abends gab es meistens noch einen Becher heißes Wasser.
Um 22 Uhr wurde die Pritsche von der Wand abgeschlossen und ich durfte mich hinlegen.
Jeden zweiten Tag mussten wir uns unter Aufsicht mit einem alten
Rasierapparat und einer Klinge, mit der man sich nicht mehr schneiden konnte, oder mit einer Glasscherbe rasieren. So vergingen die Tage.
Jeden zweiten Tag musste ich zum Verhör. Es war aber harmlos. Ich wurde immer nur gefragt:“ Du Werwolf, du Spion, dann unterschreiben, wenn nein, dann wieder in Zelle“.
Es war sehr kalt und ich hatte furchtbaren Hunger. Doch war das Zuchthaus gegenüber dem G P U Keller wie eine Erholung.

Eines Tages brachte man mich mit allen Sachen ein paar Etagen höher in eine Zelle mit Tageslicht. Draußen lag noch Schnee und ich konnte die Augen nicht richtig aufmachen, so war ich geblendet. Morgens mussten wir zur Freistunde. Dies geschah so: alle Gefangenen gingen in einer Reihe die Treppen runter auf den Hof. Diesen Anblick werde ich nie vergessen. Heute noch überläuft mich eine Gänsehaut, wenn ich im Fernsehen ein Zuchthaus sehe.
Auf dem Hof war ein großer und ein kleiner Kreis, wie ein Laufweg. Hier mussten wir, die Hände auf dem Rücken, den Kopf nach unten und in drei Meter Abstand zum Vordermann, im Kreis gehen. Ich war seit langem wieder einmal an der frischen Luft, der Schnee machte mich richtig blind.

Am Abend saß ich in meiner Zelle, als ich am Heizungsrohr ein Klopfzeichen vernahm. Es war ein Trommelruf aus dem Fanfarenzug. Ich überlegt nicht lange und antwortete. So ging das den ganzen Abend. Irgendwie hatte ich das Gefühl, dass dieses Zeichen mir galt, vielleicht hatte mich jemand erkannt.
Am nächsten Morgen in der Freistunde versuchte ich, ob ich jemanden erkennen konnte, aber wir sahen ja mit Glatze alle gleich aus.
Auf einmal sprang vor mir jemand in die Reihe. Er hatte vorgetäuscht, seinen Schuh verloren zu haben, wir hatten ja keine Schnürsenkel...
Er flüsterte: „Herbert bist du es, wir haben dich gesehen." Beim Hochgehen versuchten wir näher zusammen zu kommen, so dass wir uns heimlich zuflüstern konnten. Es war Fritz Funke aus Gernrode. Auf diese Weise erfuhr ich, wer alles hier war - die ich kannte.
So verständigten wir uns täglich.
Es war Ende März, wir wurden zum Bahnhof gebracht und in ein Viehgitter gesperrt. Fritz Funke und die anderen, waren nicht dabei.
Es ging im Viehwagen nach Mühlberg.
Erstmals wurde ich Zeuge wie ein Mensch wahnsinnig wurde. Es war ein älterer Mann, der vollkommen durchdrehte. Er schrie laut und schlug wie verrückt gegen die Waggonwand und schmiss sich auf den Boden. Er konnte kaum festgehalten werden. Es war schon ein furchtbares Ereignis.
Ausgeladen wurden wir in Burxdorf und dann an einem Lager entlang zum Lagertor getrieben.
Wir konnten das ganze Lager in seinem Ausmaß sehen, es war ein seltsam trauriger Anblick. Vor dem Lagertor saßen wir stundenlang.
Arbeitskolonnen von Gefangenen, die vier Ziegelsteine vor sich trugen und die wir schon von weitem sahen, zogen ins Lager. Sie machten einen erschreckenden Eindruck, es nahm keiner von uns Notiz. Sie waren fix und fertig und man konnte denken, sie fallen gleich um. Die uns bewachenden Posten nahmen uns alles weg, was sie gebrauchen konnten.
Waren wir eigentlich noch Menschen?
Wie Vieh wurden wir behandelt, wir saßen auf dem Erdboden und die Russen liefen mit ihren Gewehren zwischen uns umher und stocherten in unseren paar Habseligkeiten herum. Hierbei gab es auch schon mal einen Hieb mit dem Gewehrkolben.
Schuhe wurden weggenommen, dafür gab es ein paar alte Stiefel, ob sie passten oder nicht. Dies war der Vorgeschmack von dem, was uns in Zukunft noch erwartete. Dann wurden wir sortiert. Ich gehörte zu denen, die ins Lager gebracht wurden. Von meinen Bekannten war nur Dr. Löffler dabei. Alle anderen wurden wieder zurück gebracht.
Später erfuhren wir, dass sie nach Torgau transportiert wurden.
Der Einzug ins Lager übertraf alle Erwartungen, war Furcht erregend und grausam.

Elende, abgestumpfte und abgemagerte Gefangene mit tief liegenden Augen, in zerschlissener Kleidung, standen an der Lagerstraße. Wo wir her kämen, war immer wieder die Frage. Ich kann mich nur noch erinnern, es war alles grau in grau – furchtbar!
Im Lager waren keine Russen. Es wurde von deutschen Mitgefangenen, die sich aufspielten wie die Auserwählten, geführt. Sie waren von den Russen auserwählt.
Ihre Vormachtstellung bekamen wir noch zu spüren. Was sagte einmal ein amerikanischer Offizier: „Lasst den Deutschen eine eigene Führung und sie sind gestraft genug."
Ich war nun im Lager Mühlberg.



War das nun das Ende?

Lager Mühlberg

Am Lagertor verließen uns die kläffenden zwei- und vierbeinigen Köter. Sie durften nicht mit in das Lager.
Das Kommando im Lager führte eine deutsche Lagerleitung, deren Mitglieder an roten Armbinden erkenntlich waren.
In den paar Tagen meiner Freiheit hatte ich Abbildungen und Berichte von Nazi - KZ's gesehen und gelesen, von denen ich bis dahin nichts gehört und gesehen hatte, auch nicht von den fürchterlichen Verbrechen, die dort begangen worden waren.
Hier gab es „Kopos", so genannte Obergefangene, die ihren Leidensgenossen auch das Leben zur Hölle machten.
Waren wir nun auch solchen Selbstdarstellern ausgeliefert?

Wir wurden in die Baracke 28 a gebracht.
Eine Baracke wurde mit 250 Mann belegt. In der 28 a war ich der Jüngste, wurde als Melder eingeteilt und bekam auch gleich eine weiße Binde. Mir war mit dieser Tatsache aber noch lange nicht klar, welche Aufgaben auf mich zukommen könnten.
Vorläufig war ich erst einmal damit beschäftigt, mir einen Platz zu beschaffen.
An den Seiten befanden sich doppelstöckige Pritschen aus Holz und über ihnen waren kleine Fenster, die nur wenig Licht spendeten. Mittendrin stand eine herdartige Heizung, deren langer Abzug in einem etwa in der Mitte stehenden Schornstein der Baracke (Viehstall) mündete.
Wir hatten uns in unserer neuen „Luxuswohnung" noch gar nicht richtig gefunden, da bemerkten wir, dass vor uns schon andere „Bewohner" im Stall waren. Entweder wollten sie unter sich bleiben, oder freuten sich über uns und sprangen vor Freude an uns hoch. Schnell wurde uns aber klar, dass sie sich über unsere Ankunft freuten – sie waren total ausgehungert und gierig nach unserem Blut. Millionen von Flöhen überfielen uns wie Vampire. Von nun an ließen sie uns Tag und Nacht keine Ruhe mehr.
Wir mussten uns auf unseren Schlafplatz setzen. Er hatte keinerlei Unterlage, nur blanke Bretter. Eine Decke gab es nicht.
Dann wurde uns unser Baracken-Ältester vorgestellt.
Er teilte mir meine Aufgaben als Melder mit und erklärte uns, dass wir allen Anordnungen Folge zu leisten haben. Weiterhin klärte er darüber auf, was wir dürfen und was nicht. Er hätte sich die vielen Worte sparen können, wenn er nur gesagt hätte was wir durften.
Kaum einer hatte ein Essgefäß oder einen Löffel.
Im Gespräch mit unserem Baracken-Ältesten erfuhr ich, dass er aus Quedlinburg war.

Von ihm erhielt ich ein paar Tage später eine alte Kachelofen-Kachel als Essgefäß und war glücklich.
Da die Fenster bis auf einen Schlitz zugenagelt waren, war es dunkel in unserer Behausung und ohne Zwischendecke bzw. Isolierung immer kalt. Aber unsere Untermieter hielten uns in Bewegung, es war ein einziges Gekratze und Gereibe.
Bei der ersten Liegeprobe wurde allen sofort klar, dass der Platz sehr eng bemessen war.
Umdrehen, ohne den Nachbarn zu berühren, war nicht möglich und dies war auf den harten, blanken Betterliegen und mit den Parasiten doch schon vorprogrammiert. So gab es kaum ein Möglichkeit zum Schlafen.
Bald gab es die ersten Kranken, die fast verrückt geworden sind.

Wie gesagt, unser Baracken-Ältester war Bonislaus Müller aus Quedlinburg. Er war somit aus meiner Heimat und natürlich daran interessiert, wie es in der Heimat zugegangen war. So haben wir uns oft unterhalten. Er war ein alter Kommunist und hatte, wie ich später erfuhr, nach dem ersten Weltkrieg aktiv am bewaffneten Kapputsch teilgenommen und saß nun mit uns zusammen im Lager. Er konnte es selber nicht begreifen. Bei einem Gespräch sagte er einmal zu mir, er sei schon zu alt und würde das Lager wohl nicht überleben. Er litt an Gesichtsrose. „Solltest du jemals wieder nach Hause kommen, dann sag den alten Kommunisten Maikat und Friemel aus Gernrode, dass ich recht behalten habe, dass uns noch Furchtbares bevorsteht und die Nazis noch nicht das Letzte sind."

Barackenarzt war Dr. Oldenburg, ebenfalls aus Quedlinburg.
Ich war, wie schon gesagt, der Jüngste und Melder. Meine Aufgabe bestand darin, alle notwendigen Meldungen in die Stabsbaracke der Lagerverwaltung und zur Küche zu bringen. Hierbei bekam ich mehr Gelegenheit wie meine Kameraden, mit anderen Gefangenen zu sprechen. Wir waren die „Neuen" und jeder wollte etwas wissen. So mussten wir viele Fragen beantworten. Als ich in die Stabsbaracke mit meiner Glatze kam, musste ich erst einmal viel berichten. Jeder erhoffte, irgend etwas über zu Hause in Erfahrung zu bringen. Einer fragte, wo ich zu Hause sei. Ich antwortete aus Gernrode. „Wie heißt du denn? Das kann doch nicht wahr sein, dann bist du doch der Junge von unserem Bäcker."
Es war Dr. Nathusius aus Gernrode. Wir unterhielten uns lange. Er konnte es gar nicht begreifen, dass ich auch schon verhaftet worden war. Er kannte mich ja nur als Kind. Er war nun Arzt im Lazarett und sagte mir, wenn ich nicht mehr weiter wisse, sollte ich mich bei ihm melden. Was ich als Nötigstes noch brauchte, war einen Löffel. Er besorgte ihn mir nach ein paar Tagen.

War es auch nur so etwas Ähnliches wie ein Löffel, so war ich doch zufrieden. Daran konnte man erkennen, dass auch er als Arzt nicht viele Möglichkeiten hatte.
Bei allen Anwesenden, die aus Gernrode, Rieder, Bad Suderode und Umgebung stammten, ging die Tatsache meiner Anwesenheit wie ein Lauffeuer durch das Lager und jeder wollte etwas von zu Hause erfahren. Es waren ihrer viele.
Da waren der Schneidermeister Günter, der Bäckermeister Junge,
Hannes Wiese - ein Offizier und Ritterkreuzträger, einstmals Vorbild der Jungen.
Ein mir Unbekannter wollte wissen, ob ich seine Frau kenne. Er war Flüchtling und mit seiner Frau und drei Kindern in Gernrode untergekommen. Ich konnte ihm helfen. Zufällig hatte ich in den paar Tagen, in denen ich zu Hause war, seine Frau kennen gelernt.
Er war der Vater von Elke Jüngst und ihren Brüdern.
H. Wiese war auch Baracken-Ältester. Da mein Essgefäß nur aus einer alten Kachelofenkachel bestand, besorgte er mir eine Blechbüchse, ein kostbarer Schatz in diesen Zeiten! Man musste ihn aus Sicherheitsgründen immer bei sich haben.
In seiner Baracke waren auch der Dachdeckermeister F.Funke und Kohlenhändler und Fuhrunternehmer Willi Winter aus Bad Suderode. Sie hätten dem Alter nach alle meine Väter sein können. Leider kamen H. Wiese und auch Dr. Nathusius, die für mich doch auch ein gewisser Halt waren, bald mit einem Offizierstransport nach Russland fort.
Eines Tages lernte ich einen Kameraden kennen, wir waren uns beide auf den ersten Blick sympathisch - er arbeitete in der Bäckerei und wurde später mein bester Freund in all den Lebenslagen, die wir in den nächsten Jahren durchmachen mussten - es wurde eine Freundschaft für's ganze Leben, es war Gotthard Springer.

Auch Frauen waren im Lager Mühlberg. So traf ich eine gute Bekannte, Fräulein Hahne aus Aschersleben. Ihre Schwester wohnte bei uns zu Haus. Auch sie war ganz sprachlos über meine Anwesenheit. Sie war im Frauenlager und im Lazarett Schwester. Eines Abends wurde ich von einer Frau aus der Baracke gerufen. Es war Frau Thomas aus Stecklenberg, sie war mit meiner Mutter zusammen zur Schule gegangen und war mit ihrem Mann ebenfalls im Lager Mühlberg. Ihren Sohn kannte ich gut. Das Ehepaar arbeitete in der russischen Wäscherei und bot mir an, ihren Einfluss geltend zu machen, damit ich in die Bäckerei komme. Denn ohne etwas zusätzlich zu essen zu haben, kam es hier einem Todesurteil gleich. Es war aber gar nicht so einfach.
Wenn ich dies alles schildere, so will ich nicht vergessen, dass andere nicht die Hoffnung hatten, eventuell eine Verbesserung ihrer Situation zu erfahren.

Alles, was ich bei meinem Aufenthalt in Mühlberg erfahren musste, all die furchtbaren Grausamkeiten, werde ich niemals vergessen können.
Da war der Hunger - und wie der Hunger Menschen von Tag zu Tag veränderte. Es ist kaum vorstellbar, was Hunger aus einem Menschen machen kann.
Sicher hatte ich es meiner Jugend und meiner körperlichen Konstitution eines sehr kräftig gebauten Jugendlichen zu verdanken, vieles überwunden zu haben. Doch nie kann ich die blassen Gesichter mit den tiefliegenden Augen, in erbärmliche Kleidung gehüllt, dahinvegetierender Kameraden vergessen. Oft passierte es, dass Kameraden, die zu schnell aufgestanden waren, schwindlig wurden und umfielen.
Es wurde schon viel über das Lager Mühlberg geschrieben und berichtet. Doch will ich noch ergänzen, dass wir für unsere Notdurft nicht ein Stück Papier hatten. Keinen Bleistift durfte man besitzen. Für 50 Fliegen, die wir fingen, bekamen wir einen halben Liter Pülpe (Pülpe ist der Rückstand bei der Stärkegewinnung aus der Kartoffel - eine Futtermittelzugabe für Tiere).
Pülpe kam in jede Suppe, um sie anzudicken, uns satt zu machen.
„Nicht für die menschliche Ernährung zu verwenden", stand auf der Verpackung. Pülpe, nur wenigen war das Produkt bekannt, sollte sich bald als lebensbedrohlich erweisen, denn der menschliche Verdauungstrakt hatte keine Möglichkeit, dieses Zeug zu verarbeiten. Der grüne Brei, der ein Völlegefühl bewirkte, wurde von nun an in allen Speisen bis hin zum Brotbacken verwendet.
Nach wenigen Tagen wurde festgestellt, dass das Zeug, welches da verabreicht wurde und keinen Geschmack hatte, nur mit Widerwillen herunter zu kriegen war. Warum erst nach einigen Tagen?
Weil der Hunger schon bewirkt hatte, dass man alles was es gab aß, ob es schmeckte oder nicht - die Hauptsache, es war etwas zum Essen und machte satt.
Pülpebrei bewirkte aber nicht nur ein Sättigungsgefühl. Er entzog dem Darm den Schleim und dies bei den völlig abgemagerten Menschen. Die Folge stellte sich umgehend ein. Das Massensterben begann.
Das Verhängnis wurde noch dadurch begünstigt, dass nicht abgeholte Portionen von anderen als Nachschlag gegessen wurden. Damit leisteten sie sich selbst eine aktive Sterbehilfe.
Die Verhaltensweise der Männer kann nur der verstehen, der ihren Hunger und den psychischen Zustand am eigenen Leibe erlebt hat. An mir selbst habe ich erlebt, welche geringe Bedeutung in dieser Situation der Verstand noch besitzt.
Die älteren Kameraden saßen mit ihrem Stück Brot und hatten es in viele Teile zerkleinert. Ein paar Krümel wurden gegessen, das andere wurde wieder weg gelegt, um es gleich wieder hervor zu holen. Es war ein grausames Spiel.

Das Nichtstun zermürbte zusehends vor allem die älteren Kameraden, waren sie doch stets mit ihren Gedanken zu Haus bei Frau und Kindern.
Oft habe ich auch erlebt, dass Kameraden, mit denen man am Abend noch gesprochen hatte, am Morgen kalt auf ihrem Lagerplatz lagen. Man sprach dann immer von einer „kalten" Lungenentzündung.
Wir mussten lernen, mit diesem Leben umzugehen, denn der Umgang mit dem Tod war im Lager Mühlberg an der Tagesordnung und sehr schwer.
Am Ende eines erfüllten Lebens erscheint der Tod als etwas Normales, auch wenn der Mensch nicht bis zum letzten Atemzug umsorgt im Bett für immer die Augen schließt.
Hier aber im Lager starben Männer in den besten Jahren auf einer Holzpritsche an Hunger und Sehnsucht nach Wärme für Körper und Seele.
Hier starben Menschen einen barbarischen Tod. Sie waren ohne Schuld unter einem fadenscheinigen Vorwand von zu Hause fort geholt worden, total isoliert und von der Umwelt abgeschnitten und niemand wusste, wo sie geblieben waren.
Die Schuld derer, die uns alle in diese Situation brachten, ist unermesslich groß.
Ich denke aber, dass diese bolschewistischen Freunde nicht die leisesten Vorstellungen von dem stalinistischen, menschenunwürdigen System, dass seine Gefangenen meistens in sibirischen G U L A G Lagern verrecken ließ, hatten.
Es können keine ehrlichen alten Kommunisten gewesen sein, denen für den Kommunismus die menschliche Würde und die Freiheit an erster Stelle stand. Oder hat das bei den deutschen Kommunisten keiner gewusst?
Bei allem Frevel, der im Nazi-Reich geschehen war, wollte man doch besser sein. Hätte es da für jede unmenschliche Tat nicht auch einen Prozess geben müssen? Oder hat das materielle Denken bei aller Denunziererei im Vordergrund gestanden? Oder waren es gar keine richtigen Kommunisten, die Schuld waren am Tod tausender unschuldiger Menschen, denn auch alte Kommunisten mussten mit uns den Weg durch die Hölle der GULAG Lager gehen und wurden umgebracht, ohne dass es ein Urteil gab.
Den deutschen Lagerleiter (ein Sadist und an Größenwahnsinn kaum zu übertreffender, von den Russen geduldeter Gefangener) Namens „Haller" hassten alle. Es werden ihn alle, die überlebten, in ewiger Erinnerung behalten!

Er hatte es sich zur Aufgabe gemacht, oder es war ihm auch befohlen, die ca. 30 Gerichtsräte, die im Lager waren, zum „Jauche Kommando" einzusetzen. Es war ein schweres Los. Bei Wind und Wetter wurden sie vor die großen Kaupewagen gespannt, um die Jauche auf den Acker vor dem Lager zu transportieren. Lange hielten sie das in der Tat nicht durch. Kaum einer hatte das Todeskommando überlebt. Ob es nur in der Verantwortung der deutschen Lagerleitung lag, mag dahin gestellt sein. Mögen sie auch manchen Prozess fälschlicherweise

geführt und manches Urteil gesprochen haben, sie selbst wurden hier ohne Prozess und ohne Urteil auf solche Weise regelrecht hingerichtet. Doch auch vor dem „Dchingis Khan" des Lagers „Haller" machten die russischen Mühlen nicht halt, er entging nicht seiner, in diesem Falle, gerechten Strafe.

Wieviel Leid und Tod hatte ich mit meinen jungen Jahren schon gesehen?
Da waren die ersten furchtbaren Erlebnisse des Krieges mit den Luftangriffen und nun diese grausame Menschenvernichtung. Man war zu jung, um von den Verbrechen des Nationalsozialismus je gewusst zu haben oder aufgeklärt worden zu sein.
Als einziger Jugendlicher in unserer Baracke, nur von älteren Kameraden umgeben, die von Tag zu Tag mehr abbauten, stellt ich mir oft die Frage, warum gerade ich dieses Los zu tragen hatte. Ich war ein Junge, so wie sie in allen Völkern der Erde aufwachsen. War ich nun ein Verbrecher, weil ich ein deutscher Junge war? Ich konnte die Welt nicht mehr verstehen. Menschenunwürdige Verhältnisse hatte ich schon in der Kriegsgefangenschaft hinter mich gebracht und nun diese erbarmungslose Menschenunwürdigkeit...
Ich fragte mich: „Wie viel Kraft besitzt du noch, bis auch du dahinsiechst?"
„Bleib stark und gib niemals auf, lass dich niemals gehen, halte aus, solange es geht", hämmerte ich mir ständig ein.
Ich wusste, dass im Lazarett unter den primitivsten Bedingungen operiert wurde, zum Teil mit selbst gefertigten Instrumenten. Von einem Gernröder erfuhr ich, dass Karl Schiele aus Gernrode in bedenklichem Zustand im Lazarett lag. Meine Meldertätigkeit ausnutzend gelang es mir, ins Lazarett zu kommen.
Die Person, die ich da sah, konnte ich nicht als Karl Schiele erkennen, so abgemagert und entstellt fand ich ihn vor.
Nie hätte ich gedacht, dass er wieder nach Hause kommt. Doch er hat es geschafft, wie ich nach meiner Rückkehr erfahren habe.
Das war für mich ein Wunder.

Dem Verzehr der Pülpe fielen immer mehr Kameraden zum Opfer. Der Lazarettbereich war überfüllt. Viele verweigerten, sich in die Krankenstation bringen zu lassen, weil sie fürchteten, dann noch schneller auf der Totentrage zu landen.
Wer sich jetzt nicht in der Gewalt hatte, der fiel der Pülpe zum Opfer und über seinen Körper wurde nur noch ein Schippe Chlorkalk gestreut. Doch das sagte sich alles so einfach.
Vieles erfuhr ich durch meine Meldertätigkeit im Lager, Dinge des täglichen Geschehens, von denen die meisten zu diesem Zeitpunkt gar nichts wussten.
Ich sah die zum Skelett abgemagerten Menschen. Die rapide Verschlechterung des Gesundheitszustandes kam wohl selbst der russischen Lageleitung unheimlich vor, denn die Verpflegung wurde wieder auf Produkte umgestellt,

die die Menschen verdauen konnten.
Für viele kam es aber zu spät!
Man hätte hier nachträglich einen Film über nazistische KZ Lager drehen können, so viele abgemagerte Menschen gab es. In den Konzentrationslagern wurden die Menschen vergast. In Mühlberg erfolgte die Exekution durch ein teuflisches Nahrungsmittel!

Zurück zum Ehepaar Thomas.
Eines Tages ging ein Transport aus dem Lager und damit wurde ein Platz für einen Brotträger in der Bäckerei frei. Frau Thomas vermittelte mich und ich wurde angenommen.
Es war höchste Zeit für eine Tätigkeit, um nicht zu verblöden oder körperlichen Schaden zu erleiden und dem längst vorprogrammierten Weg, den so viele gegangen waren, zu folgen.
Meine Tätigkeit bestand darin, Brot aus der Bäckerei in das Brotmagazin zu transportieren. Dabei musste ein langes Brett, auf dem 20 Brote lagen, von zwei Trägern auf der Schulter transportiert werden. Das war schwieriger als man glaubte. Es musste im Gleichschritt gelaufen werden, damit die Schwankungen gleichmäßig blieben und die Brote nicht herunter fielen. Am ersten Tag ging das noch einigermaßen, doch schon am nächsten war die Schulter aufgerieben. Doch das Stück Brot, das ich bekam, gab mir die Kraft, es auszuhalten.
Ich zog die Strümpfe aus, wenn man so etwas noch als solche bezeichnen konnte, und legte sie auf die Schulter - nur nicht aufgeben, war der Gedanke.

An meiner Stelle wurde als Melder ein anderer Jugendlicher eingesetzt, es war Hanno Zimmermann aus Oschersleben.

In der Bäckerei traf ich dann Gotthard Springer, der, wie schon gesagt, mein bester Freund wurde und dafür sorgte, dass ich einen festen Platz in der Bäckerei erhielt.
Von nun an teilten wir alles gemeinsam. Dies zahlte sich für unsere Zukunft aus und half uns, die folgenden Jahre zu überleben.
Die Arbeit war sehr schwer, es gab keine Maschinen. Alles musste mit der Hand gemacht werden.
In der Bäckerei standen fünf Öfen, die mit Holz geheizt wurden, zur Verfügung. Einer davon war sehr groß. In ihm hatten ca. 300 Kastenbrote Platz. Wer davon etwas versteht weiß, dass das Beschicken eines solchen großen Ofens mit einem Schieber viel Kraft und Geschicklichkeit bedurfte.
Wir arbeiteten in zwei Schichten. Unser Schichtführer hieß Georg Blätterlein, er war aus dem Erzgebirge.
Oberbäcker war ein Volksdeutscher, Emil Arndt. Er sprach perfekt Russisch.

Sein Bruder, Alfred Arndt, war auch im Lager und hatte auf Grund seiner Sprachkenntnisse einen Posten in der Arbeitszone.
Er kam später mit nach Russland. Sie waren aus dem Lager Schwybus nach Mühlberg gekommen. Wir wurden später gute Freunde. Alfred war von Beruf Bäcker. Wenn ich jetzt von „uns" spreche, so beziehe ich immer meinen Freund Gotthard mit ein.
Wie gesagt, die Arbeit in der Bäckerei war sehr schwer. Viele mussten aufhören, weil sie es nicht schafften. Sie bekamen Sehnenscheidenentzündung und damit war die Tätigkeit in der Bäckerei zu Ende.
Die Teigzubereitung erfolgte in einer großen Beute, einer Molle. In dieser Beute wurde mit 24 Eimern Wasser, Sauerteig, Mehl und Salz der Brotteig zubereitet.
Oft haben wir uns unsere Hände vor Schmerzen mit Binden an der Decke festgebunden. Aber aufgeben, das gab es nicht.
Über jeder Seite der Molle standen zwei Mann bis zu den Oberarmen im Teig und arbeiteten ihn von einer Seite auf die andere. Dabei lief uns das Wasser den Rücken nur so herunter und stand in den Pantoffeln, so dass wir hin und her rutschten.
Danach wurde das Brot mit der Hand aufgemacht und später in den Ofen geschoben. Da ich von kräftiger Statur war, stand ich einige Tage nach dem Teigmachen vor dem großen Ofen.
Die Kastenformen wurden von einigen Kumpels heran gegeben und auf den Schieber gesetzt - immer zu drei Stück. Dann mussten diese sehr schnell eingeschoben werden. Der Ofen war so heiß, dass der Schieber des öfteren gewechselt werden musste, weil er brannte. Bei dieser Hektik habe ich meinem Freund Gotthard einmal den Bauch verbrannt. Es tat mir unendlich leid, dass er durch meine Unachtsamkeit nun auch noch Schmerzen ertragen musste.

In der Nachtschicht konnten wir ein seltsames Schauspiel beobachten. Immer wenn der Scheinwerfer über das Dach des Lagermagazins leuchtete, sprangen ...zig Ratten in wilder Flucht davon. Manche von ihnen waren so groß wie Katzen. Beim nächsten Aufleuchten waren sie wieder da. In dieser Zeit in der Bäckerei haben Gotthard und ich oft unter Einsatz unseres Lebens gestohlen.
Wir haben nachts das Diebesgut aus dem Fenster an der Wand herunter geworfen. Dies war in der verbotenen Zone, in der ohne Anruf geschossen wurde und die laufend mit dem Scheinwerfer abgeleuchtet wurde.
Wir schlichen dann um die Bäckerei, um das Brot zu holen.
Versteckt haben wir es bei einem Zonenleiter, der auch seinen Teil davon bekam. Wir hatten doch viele hungernde Kumpel!
Eines Tages wurden wir verraten, nicht an die Russen, sondern an die deutsche Verwaltung. Man steckte uns in den Karzer. Verurteilt wurden wir vom allgegenwärtigen „Herrn Haller"!
Der Karzer stand unter der Aufsicht des ehemaligen Generals Kunze. Die Zellen

waren sehr eng, es gab keine Decke zum Zudecken, keine Pritsche, nur Betonfußboden. 24 Tage sollten wir absitzen. Wem dies widerfuhr, war quasi zum Sterben verurteilt. In der Bäckerei hatten wir eigentlich genug zu essen. Wir hatten das Brot, wie schon gesagt, für viele unserer Kameraden gestohlen. Zum Glück brauchten wir die Zeit nicht absitzen und konnten wieder in der Bäckerei arbeiten.
Selbst in Mühlberg gab es noch Wunder.
Ein Mitgefangener aus unserer Schicht, Paul Rauchfuß aus Leipzig, er war einmal Besitzer des Kristallecks, hatte noch eine goldene Uhr versteckt. Er opferte sie für unsere Freilassung. Wer diese Uhr damals bekam, wussten wir nicht. Es konnte eigentlich nur unser Lageroberhaupt gewesen sein...
Im Lager gab es eine Kulturgruppe, die Theater spielte. Hans Hackemesser aus Aschersleben war der Kapellmeister. Ein ehemaliger Theaterdirektor mit Namen März, aus Leipzig, holte unter Aufsicht Instrumente und Garderobe aus seinem Theater. Er hegte die Hoffnung, dafür eventuell die Freiheit zu erlangen. Sie erfüllte sich leider nicht.
Mit viel Fleiß wurde die Operette „Friederike" einstudiert und aufgeführt.
Es war für viele noch eine Freude, andere haben es mit Schwermut über sich ergehen lassen.
Die noch heute Lebenden werden sich sicher daran erinnern.
Immer mehr Schikanen wurden im Lager errichtet. Es wurde in Zonen eingeteilt, so dass man nur noch mit einer Genehmigung von einer Zone in die andere kam.
Dazu gab es dann auch eine Lagerpolizei, die eine Binde trug. Es war die sogenannte Geheimpolizei (GLAPO).
Auch erinnere ich mich an eine Gruppe Jugendlicher, die mit einem Karren im Lager Müll zusammen fuhr. An ihren Karren hatten sie „VEMAG" geschrieben (Vereinigte Mühlberger Müllabfuhrgesellschaft). In diesem Zusammenhang sind mir die Namen Werner Kreisel, Manni Bauer und Siegfried Dathe noch in Erinnerung.
Im Lager formte der Hunger immer mehr die Menschen. Jeden Tag musste eine Kolonne Gefangener die Kaupen mit Jauche aus dem Lager bringen. Es war ein grausiger Anblick, der von den meisten gar nicht mehr wahrgenommen wurde - abgemagerte Menschen, die wie Pferde einen Jauchewagen ziehen mussten. Später erst erfuhr ich, dass auf diese Art doch manche Nachricht aus dem Lager geschmuggelt wurde. Die alten Frauen aus dem nahe gelegenen Burxdorf suchten am Abend die heimlich aus dem Lager geschmuggelten Kasiver
unter größter Gefahr auf. Sie waren die „Engel" von Burxdorf.
Eine Kolonne musste jeden Tag die Lagerstrasse fegen. Man nannte sie die „Halbkreisarchitekten". Eine sture Arbeit, die mit selbst hergestellten Besen erfolgte. Die Besen wurden im Halbkreis hin und her bewegt, daher auch der Name.

Morgens, wenn wir zur Arbeit gingen, stand das Beerdigungskommando mit den toten Kameraden auf der Lagerstrasse. Es war täglich eine ganze Reihe. Wir waren bei dem Anblick immer wieder schockiert. Wir verbeugten uns vor den toten Kameraden und fragten uns jedes Mal, ob wohl ein Bekannter dabei war? Die Toten kamen in eine „Totenbaracke" und hatten einen Zettel mit ihrem Namen zwischen den Zehen. Ihnen wurde eine Nummer auf den Bauch geschrieben. Dies war das ganze Erkennungszeichen für das Massengrab.

Das Jahr 1946 ging langsam zu Ende.
Mit zunehmender Kälte wurden die Toten immer mehr. Einmal haben wir bis 80 gezählt. Sie lagen auf den Tragen manchmal zu zweit und wurden dann mit vier Mann aus dem Lagertor getragen. Hinter dem Lagertor ging die Kolonne nach rechts am Lager entlang.
Hier wurden sie in Massengräbern wie die Heringe verscharrt.
Wenn nicht genug Platz war, wurden ihnen die Beine auf den Bauch geklappt. Dann kam eine Schicht Kalk darauf und am nächsten Tag folgte eine weitere Schicht von Verstorbenen.
Sicher waren die Kameraden des Beerdigungskommandos schon apathisch, denn wenn man heute darüber nachdenkt, überläuft es einem noch eiskalt.
Jeden Tag zogen einige Hundertschaften zur Entlausung.
Sie mussten an unserer Baracke vorüber. Es waren leblose Kolonnen, so hatte sie der Hunger zugerichtet und entstellt.
Wer die blassen, eingefallenen Gesichter je gesehen hat, wird sie nie wieder vergessen können.
Wir hatten zum Teil schon 18 Monate keine Seife oder andere Wäsche erhalten.
O Gott, ich danke dir für dein Erbarmen, das du mit mir hattest.
Wenn ich heute diese Zeilen schreibe, muss ich öfter unterbrechen, denn die Gedanken versetzen mich glashart zurück in diese Zeit, die ja noch lange nicht zu Ende sein und uns noch so viel abverlangen sollte.
Im Januar 1947 kamen die Torgauer zu uns ins Lager. Sie waren in einer wesentlich besseren Verfassung als wir Mühlberger. Unter ihnen traf ich auch wieder alte Bekannte aus dem Zuchthaus Halle. Es waren Fritz Funke, mein ehemaliger Lehrer Rudolf Teubert, auch der Vater eines Freundes von zu Hause, Fleischermeister Karl Kortum, sowie C.H. Franke aus Rieder, auch Wilhelm Trolldenier, ein Bauer aus Rieder.

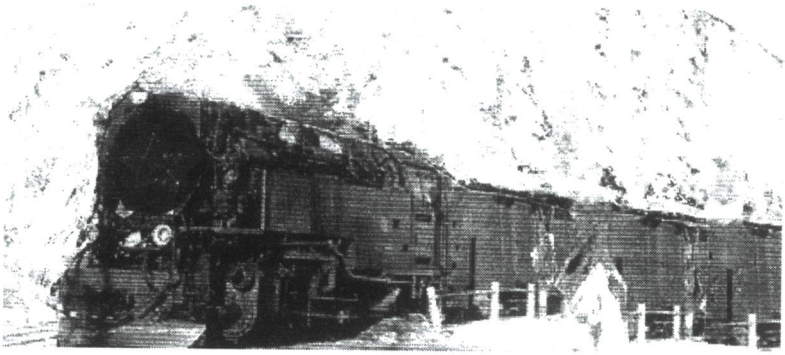
Es gab eine „große" Untersuchung im Lager durch russische Ärzte und Ärztinnen. Es war aber nur eine oberflächliche Begutachtung der nackten Körper. Mit einem Kniff in das Hinterteil wurde festgestellt, wer noch gut bei Kräften war. Keiner wusste warum. Mein Freund Gotthard und ich mussten sich dem auch unterziehen.

Von den vielen tausend Untersuchten wurden noch ca. 900 Gefangene als arbeitsfähig befunden. Dabei waren fast alle, die irgendwie einen Vorteil im Lager hatten, Köche, Bäcker usw. Dies lässt erkennen, wie weit der Gesundheitszustand im Lager wirklich war.
Es wurde gemunkelt, es ginge zu einem Arbeitseinsatz. Doch keiner wusste es genau. Ich hatte kein gutes Gefühl.
Wir kamen in Quarantäne, wir waren noch nicht von den anderen getrennt.
So war es auch möglich, meinen Freund Hanno Zimmermann noch als Brotträger in der Bäckerei unterzubringen.
Auch dem Bäckermeister Otto Junge aus unserem Ort wollte ich noch helfen. Er war schon immer ein schmächtiger Mann. Nun kam aber das Hungerleben im Lager noch dazu , so dass er leider für diese harte Knochenarbeit viel zu schwach war und nicht genommen wurde.

Bald wurden wir eingekleidet. Wir erhielten alle Pelzmützen, Wattejacken und Hosen, sowie Filzstiefel aus alten Wehrmachtbeständen, einen russischen Essentopf und einen lackierten Holzlöffel. Für mich war klar, dass es weit weg geht. Ich gehörte zu den Pessimisten.
Einem älteren Gernröder Kumpel, Karl Heydecke, der in Mühlberg blieb, gab ich damals eine Unterhose. Später erfuhr ich, dass ich ihm damit das Leben gerettet hätte, so hat er es damals nach seiner Heimkehr berichtet.
Am 8. Februar war es dann so weit. Wir mussten auf der Lagerstraße antreten. Alle anderen Lagerinsassen wurden in die Baracken gesperrt und wir marschierten zum Lagertor.

Je näher wir an das Lagertor kamen, um so lauter wurde das Hundegebell. Als es geöffnet wurde, musste auch dem letzten Optimisten klar werden wo es hinging.
Es waren sogar Maschinegewehre postiert und eine Abteilung schwer bewaffneter NKWD - Soldaten mit Hunden empfing uns und trieb uns wie eine Herde wilder Tiere über das offene Feld zum Bahnhof Burxdorf, wo wir in Viehwaggons verladen wurden.
In ihnen stand ein Kübel für die Notdurft, eine Holzrinne führte nach außen als Pissoir und einen Kohleofen ohne Kohle gab es auch. Auf jeder Seite waren zwei Liegepritschen mit Matratzen eingerichtet, auch Decken waren vorhanden.
Nach der Verladung wurden die Türen verriegelt. Alle Luken waren vernagelt, so dass nichts zu sehen war.
Nicht nur auf uns waren die Gewehre gerichtet, auch auf die nahe gelegenen Gehöfte. Es durfte auf keinen Fall einen Kontakt zu uns geben.
Auf der Fahrt erfuhren wir dann von den Posten, dass sie sofort von der Schusswaffe Gebrauch machen sollten, wenn irgend ein Verdacht auf Flucht bestand. Sie waren informiert worden, dass wir faschistische Verbrecher wären.

Die Pelzmützen, mit denen wir eingekleidet worden waren, gaben dann später unserem Transport den Namen „Pelzmützentransport“.
Der Zug setzte sich für uns mit unbekanntem Ziel in Bewegung.



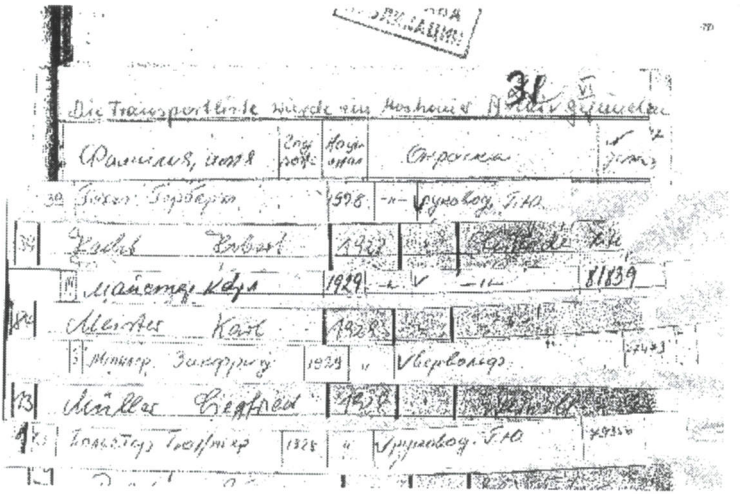
Stalins Geheimbefehl - 001196 vom 23. 12. 1946

Der Pelzmützentransport

Waren die ersten Tage noch von Neugier geprägt, so wurde es doch von Tag zu Tag schwieriger.
Nach ein paar Tagen wurden wir in Brest - Litowsk auf die russische Breitspurbahn umgeladen.
Die Gedanken wurden schwermütiger. Ungewissheit belastete uns.
Es ging weiter und weiter. Wir glaubten immer Schiffssirenen zu hören und irgendwo ans Meer zu kommen, doch es waren die Lokomotiven, die so heulten, ganz anders, als wir es von zu Hause kannten.
Durch eine kleine Ritze im Waggon stellten wir fest, dass es immer weiter nach Osten ging und es wurde täglich kälter.
Auf Grund der zu geringen Flüssigkeitsmenge, die wir erhielten, der festen Nahrung als Trockenbrot (Stalinknochen von uns getauft), sowie der oft sehr salzigen Suppe und des salzigen Fischs war der Durst so groß, dass wir den Reif von den Wänden leckten oder auch den Hauch des Nachbarn einzufangen versuchten.
Hielt der Zug einmal auf der Strecke an, wurden die Waggons mit großen Holzhämmern abgeklopft, um zu prüfen, ob nicht ein Brett locker gemacht worden war.
Heizmaterial mussten wir immer dann, wenn der Zug auf einem Bahnhof hielt, von den dort stehenden Kohlenzügen klauen. Dazu wurden aus jedem Waggon zwei Mann befohlen.
Dieser Diebstahl war wohl in Russland so üblich, denn die Waggons waren alle mit Kalk überspritzt, so dass man problemlos feststellen konnte, ob Kohle gestohlen wurde.
Wir sollten in den kommenden Jahren zur Selbsterhaltung noch sehr viel stehlen!

Wir waren der Hölle in Mühlberg entflohen, doch wo wird der Teufel uns hinbringen?
Durch das lange Liegen und die unzureichende Versorgung ließ die körperliche Kraft von Tag zu Tag mehr nach.
Ich habe immer versucht, beim Kohleklauen dabei zu sein, um mich einmal richtig bewegen zu können.
Hielt der Zug auf freier Strecke, wurde der übel riechende Kübel ausgelehrt. Waschen konnten wir uns aber nicht und so verdreckten wir immer mehr.

Feuer machten wir, indem wir aus der Wattejacke etwas Watte zupften, sie zwischen zwei Stück Holz legten und so lange rollten, bis sie ganz heiß war. Dann wurde sie auseinandergezogen und hineingeblasen, bis sie zu brennen anfing. Die Not ließ uns noch manches erfinden.
Einmal war jemand beim Ersteigen der oberen Etage vom Kübeldeckel abgerutscht und stand mit beiden Beinen bis zu den Knien im Kübel - und dann keinen Tropfen Wasser!
Im Waggon gab es kein Licht und wir konnten nur durch die Ritzen, oder wenn die Tür geöffnet wurde, sehen, ob es Tag oder Nacht war.
Auch die Uhrzeit spielte keine Rolle mehr, niemand hatte eine Uhr.
Die Stimmung verschlechterte sich zusehend - kein Ziel, keine Uhrzeit, keine Bewegung, diese Enge und immer mehr Hunger und Kälte!
Und immer weiter ging es gen Osten. Was hatte man mit uns vor?



Keiner wusste mehr recht, ob er überhaupt noch so richtig laufen konnte oder stehen, wie es bei einem Zählappell nötig war.
Durch die Ritze konnte ich beim Halten des Zuges einmal beobachten, wie man einem toten Kameraden einen Papiersack von oben und unten überzog und ihn einfach liegen ließ.
Eiszapfen hingen nun inzwischen an den Wänden und wurden von uns abgeleckt.
Die Kälte war unerträglich. Wir waren schon 25 Tage unterwegs.
Für mich war das Essen des harten Brotes auf Grund meiner fehlenden Zähne, die ich im GPU Keller beim Verhör verloren hatte, immer schwerer.

Ich war nicht in der Lage, es zu zerkleinern. Mein Kiefer war wund geworden. Ich habe wohl Tag und Nacht Brotkrümel mit Speichel aufgeweicht. Vielleicht hatte es auch etwas Gutes. Warmes Essen gab es unterschiedlich und war abhängig vom Halten des Zuges. Es war ein undefinierbarer, faul riechender Fraß, der nur aus Hunger geschluckt wurde. Ich merkte auf Grund meiner fehlenden Zähne gar nicht das Knirschen des Drecks.
Alle träumten nur vom Essen. Und dieser Traum war in all den kommenden Jahren unser Begleiter. Keiner konnte mehr liegen, weil ein Brett nach dem anderen verheizt wurde. Man war mit den Nerven am Ende und mancher auch mit seiner Kraft. Und der Zug hielt immer noch nicht!
Beim kurzen Öffnen der Tür sahen wir viel, viel Schnee und unendliche Weiten. Wo waren wir?
Es konnte nur Sibirien sein. Wir waren nun 30 Tage unterwegs, es war schon März. Endlich, nach 33 Tagen war es geschafft, wir waren am Ziel unserer Reise ins Ungewisse. Was kam nun?
Nachdem der Zug ungefähr eine Stunde gestanden hatte, wurde es draußen lebhaft. Die Türen öffneten sich. Niemand wusste wo wir waren.
Vor uns stand eine Postenkette von N K W D - Soldaten mit Maschinenpistolen, aufgepflanzten Bajonetten und Hunden. Mit dem nun schon vertrauten Geschrei „dawaj, dawaj, Faschist“ mussten wir im kniehohen Schnee aus den dunklen Waggons zum Zählappell antreten.

Das Wort Faschist klang ja noch nie freundlich. Doch aus dem Munde des leitenden Offiziers mit seinem hassverzerrten Gesicht schien es noch gefährlicher zu sein als die Hunde, die ihre Zähne fletschen, aber im sicheren Abstand an der Leine gehalten wurden.
Wir bekamen zu spüren, wie schwach wir vom langen Liegen auf den Beinen waren. Es war der 12. März, 40 Grad Kälte, wir waren in Sibirien - in einer anderen Welt.
Verhasst, wehrlos, rechtlos und weit von der Heimat entfernt, was wird mit uns geschehen?
Der Schnee war fast schwarz, riesige Abraumhalden standen vor uns. Wir waren mitten in einem Kohlegebiet.
An den Bahngleisen standen kleine Jungen ohne Strümpfe in den Stiefeln (Walinkis). Sie trugen die bekannten spitzen Russenmützen mit dem roten Stern und rauchten selbstgedrehte Zigaretten aus Zeitungspapier. Es waren blasse, ausgehungerte Gestalten - selbst für uns unvorstellbar.
Ein paar abgemagerte Kühe standen im Schnee. Sie waren auf den Beinen genau so schwach wie wir.
Nachdem die ewige Prozedur unserer Zählung vorbei war, wurden wir unter strenger Bewachung mit Hunden ins Lager getrieben.
Unterwegs begegnete uns ein Leichenzug mit einem offenen Sarg.

So etwas hatten wir noch nicht gesehen. War es ein schlechtes Ohmen?
Eines schwor ich mir, hier verreckst du nicht!

Der Weg ins Lager war fürchterlich. Ein Zug ausgezehrter Gestalten von „politischen Verbrechern" - so wurden wir ja eingestuft - schleppte sich einen Berg hinauf, der scheinbar kein Ende nehmen wollte.
Das Schreien der Posten und das Bellen der Hunde aktivierte die letzte Kraft. Auf Grund der gemeinsamen Not war bei den Stärkeren eine Hilfsbereitschaft gewachsen. Auch ich gehörte zu den Stärkeren und half meinem rechten Nachbarn, der nicht mehr konnte. Er war ein älterer kleinerer Kamerad, wir nannten ihn Schmidtchen. Kurz darauf konnte auch mein linker Nachbar nicht mehr und sagte: „Herbert, Herbert hilf mir, ich kann nicht mehr." Ich packte auch ihn und schleppte beide unter Mobilisierung meiner letzten Kräfte ins Lager. Ich weiß nicht wie, aber ich habe es geschafft.
Ich hörte nicht mehr das Brüllen der Posten und das Bellen der Hunde. Schmidtchen überlebte und fuhr als Kranker mit dem ersten Transport, der Ende 1948 in die Heimat ging, zurück. Er besuchte sofort meine Eltern und brachte ihnen ein Lebenszeichen von mir. An den Namen des anderen Kameraden konnte ich mich nicht mehr erinnern. Ich wusste nur noch, dass er ein paar Tage nachdem wir im Lager waren zu mir sagte: „Hättest du mich doch liegen lassen, nun muss ich hier verrecken."
50 Jahre später bei einem Treffen in Mühlberg sprach mich ein Kamerad an und fragte: „ Herbert, kennst du mich noch? Du warst es, der mich damals ins Lager geschleppt hat."
Es war Kurtel Held, er war nicht verreckt!
Im Lager war damals nichts auf unser Eintreffen vorbereitet, nur das Lagertor war vom Schnee freigeschaufelt.
Wieder begann die Zählprozedur. Wer von uns hätte hier schon ausreißen sollen? Nach dem Zählen wurden wir in die Unterkünfte aufgeteilt. In allen Räumen brannte Licht. Ein Lichtschalter war nicht zu finden. Das Licht konnte nur zentral vom Wachhaus aus geschaltet werden.
Nun waren Matratzen und Decken vorhanden. Welch ein Glück. Weniger glücklich war die Kälte, denn die Häuser waren genauso durchgefroren wie wir.
Ein Ofen und Kohlenstaub waren vorhanden, doch konnte keiner damit Feuer machen. Die Posten zeigten uns, nicht ohne „russische Überheblichkeit", wie man mit Kohlenstaub Feuer macht. Der Kohlenstaub wurde mit Schnee vermengt, bis es ein Brei war. Darunter kam etwas Holz, es wurde zum Brennen gebracht, dann bildete sich eine Kruste. In diese wurden ein paar Löcher gesteckt, damit die Glut Luft bekam und schon brannte der Dreck.
Wir mussten erst alles in Ordnung bringen. Am ersten Tag lagen wir auf dem Fußboden, bis wir nach und nach Doppelstockbetten aufgebaut hatten.
Von Anfang an hatten wir Mitbewohner, die Ihren Hunger an uns stillten.

Flöhe gab es ja in Mühlberg schon, hier handelte es sich aber um Wanzen, die wir noch nicht kannten. Vor dem Angriff auf uns waren sie platt wie eine Briefmarke, nach dem Auftanken waren sie so groß wie eine Erbse. Wenn man sie zerdrückte, stanken sie bestialisch. Sie griffen uns von allen Seiten an, auch als Sturzbomber von der Decke. Es waren aber nicht die einzigen Mitbewohner. Erst guckte eine spitze Schnauze aus einem Loch im Fußboden, dann huschte sie in voller Größe durch den Raum. Doch so schnell wie sie kamen, waren sie wieder weg. Ratten!
Küche, Lazarett und alles, was notwendig war, musste erst hergerichtet werden. Was wird wohl noch alles geschehen, wie wird es weitergehen? Diese Frage quälte uns täglich neu.
In den nächsten Tagen mussten wir Schnee schippen und Schnee schippen.
„Anscherka" hieß unser neuer Erholungsort. Es waren 40 Grad unter Null. Wir tauten Schnee auf und ließen ihn durch ein nicht gerade sauberes Tuch laufen, um davon trinken zu können.
Das Essen war nicht identifizierbar, sicher mussten sich die Köche nach der langen Fahrt mit dem Besseren selber erst einmal satt essen.
Haben wir auf dem Transport Trockenbrot erhalten, so hatten wir nun gefrorenes Brot, welches beim Auftauen kaum als solches zu bezeichnen war, denn es war sehr feucht und magenunfreundlich.
Es war sehr wichtig, in den ersten Tagen nicht an Durchfall zu erkranken, denn damit wurden die Weichen für die Zukunft gleich zur Dystrophie gestellt.

Eine ganz neue Einrichtung für uns waren die russischen Toiletten, die in dieser Form keiner kannte. Zu unserem Erstaunen waren sie nicht zum Hinsetzen gedacht, sondern man musste sich oben darauf stellen. So war Loch an Loch in einer Reihe und man konnte sich bequem mit seinem Nachbarn unterhalten. Doch sorgten die unteren Bewohner der Grube dafür, dass keine längeren Gespräche stattfanden.
Das neue Lagerleben gestaltete sich langsam.

KAMERAD NIX KULTURA

Lager Anscherka

Nachdem wir uns in unserer neuen Umgebung einigermaßen eingerichtet und uns ungefähr orientiert hatten, begann die Arbeitseinteilung.
Wir wurden in eine Schlosserkompanie und drei Schachtkompanien eingeteilt, die, wie es in Russland bei aller Arbeit üblich war, in drei Schichten zu arbeiten hatten. Eine Gruppe Gefangener, die schon von Krankheit befallen war, blieb für die notwendigen Arbeiten im Lager.
Je nach Einteilung in die entsprechenden Kompanien wurden die Gefangenen nun zusammengelegt. Wieder mussten wir umziehen.
Ich gehörte zur dritten Schachtkompanie.
Es war ein langer Marsch bis zum Schacht. Auf dem Weg ließ es sich schwer laufen, da es keine befahrbare Straße war, auf der wir entlang getrieben wurden. Der Schnee war sehr hoch. Vorbei ging es an kleinen Holzhäusern, die halb im Schnee versteckt lagen.
Die Menschen, denen wir begegneten, nahmen keine Notiz von uns. Für sie waren Strafkolonnen nichts besonderes und gehörten zum Alltag.
Wir mussten uns zu 5 Mann in der Reihe unterhaken und so war das Laufen mehr als eine Freude. Unsere Wachposten waren wie immer sehr „freundlich".
Wir wussten nicht wer mehr brüllte - sie, oder die Hunde.
Im Schacht angekommen, waren wir klatschnass geschwitzt. Die Bedingungen, die uns hier erwarteten, gab es wohl in Deutschland unter Garantie in keinem Schacht mehr. Das war schon übertage so, was erwartete uns wohl untertage?
Man verpasste uns erst einmal Arbeitskleidung. Sie bestand aus einem Schlosseranzug, einem Kunststoffhelm, ein paar Gummigaloschen
und ein paar Fußlappen.
Beim Umziehen gab es ein Problem. Da wir keine Unterwäsche erhalten hatten, mussten wir unsere Wäsche, die wir sonst trugen, anbehalten.
Mit einem Stück Draht schnürten wir unsere Sachen zusammen und so wurden sie an einem Seil an die Decke hoch gezogen.
Dafür erhielten wir eine Ringblechmarke mit Nummer - auf meiner stand die 25468. Unter dieser wurde ich nun im Schacht und überall geführt. Auf diese Nummer hin bekam ich Werkzeug, eine Lampe oder was man so im Laufe der Zeit im Schacht noch brauchte. Nach Abgabe der jeweiligen Sachen erhielten wir die Marke zurück.
Auf diese Nummer wurden nun auch unsere Leistungen abgerechnet.
Von den Russen mussten wir lernen, mit allem umzugehen. Wir lernten, dass alles mit Kupferdraht zusammengebunden werden kann und dass man Kupferdraht als Universalhilfsmittel nutzen kann.

Zerrissene Kleidung zusammenhalten, als Bauchriemen oder Knöpfe gebrauchen, es war eben für alles gut.
Erstaunt waren wir über die vielen Mädchen und Frauen, die im Schacht arbeiten mussten. Dergleichen haben wir von Hause aus nie gehört, dass auch Frauen im Schacht gearbeitet haben. Viele von ihnen waren Wolga- oder Krimdeutsche. Auch uns musste so ein kleines Mädel vor Ort bringen. Sie war Krimdeutsche und hieß Rosi. Ich dachte gleich an meine kleine Schwester.
Rosi erzählte in einem schwäbischen Dialekt, dass auch sie in unserem Lager war. Jetzt war sie verheiratet und konnte von ihrer Wohnung aus über den Zaun in unser Lager sehen. Sie sagte uns. „Ihr werdet auch nicht wieder nach Hause kommen. Nach einer Weile werdet ihr hier freigelassen. Mit uns hat man das auch so gemacht. Wenn das so weit ist, dann versucht eine Frau zu finden, die eine Kuh hat." Diesen Rat gab sie uns in allem Ernst.
Und da niemand wusste, was man mit uns vor hatte, plagte uns die Ungewissheit und zerrte Tag und Nacht an unseren Nerven.

Wir hatten keine Verbindung zur Heimat, waren einfach von der Bildfläche verschwunden. Zu Hause wussten sie nichts von uns und wir wussten nichts von ihnen. Wir waren hier in Sibirien und arbeiteten unter der Erde, wo sollte da noch Hoffnung keimen? Hatten wir uns schon unserem Schicksal gefügt? Ich konnte und wollte mich damit nicht abfinden.

Vor Ort wurden wir dann von einem „Dezatnik" (Meister) empfangen.
Er war ein kleinwüchsiger Tartar mit geschlitzten Augen und er entpuppte sich bald auch als Schlitzohr, war wieselflink und immer da, wo er nicht sein sollte. Da wir uns nicht verständigen konnten, benutzen wir Hände und Füße, so wie das international überall üblich ist.
Vieles mussten wir im Schacht tun, was keiner von uns kannte und so nutzte jeder die ihm eigene Geschicklichkeit.
Ich erinnere mich noch, ich wurde dem Abschnitt 8 zugeteilt mit Heinz Franke, Achim Baecke, Gerhard Brüggemann und Hans Barnbeck und wurde bald Hauer im Kohlenvortrieb, immer bemüht die Norm zu erfüllen, von der die Brotzuteilung abhängig war. Oft hab ich auch zu viel geschafft, was bei den russischen Kumpeln nicht gern gesehen war.
Wir waren untertage alle gleich und mussten uns an vieles gewöhnen. Die Russen erklärten uns, dass sie auch nur Verbannte waren und dass es nicht gut ist, mehr als nötig zu tun, da es die Norm verdirbt und allen schadet.
Ich hatte den Begriff Norm vorher nie gehört und schon gar nicht, was alles davon abhängig gemacht werden könnte.
Neu war für uns auch, dass sich Männer und Frauen vor einander umzogen, wie es hier im Schacht üblich war.
Für uns als junge Burschen war das schon interessant, wie sich russische Frauen

an- und auszogen und was sie drunter trugen. Sie hatten weder Büstenhalter noch Strumpfhalter, sondern das bekannte Kupferdraht. Man machte sich so seine jugendlichen Gedanken, zog Vergleiche und dachte, was würden diese Mädel wohl denken und staunen, wenn sie einmal nach Deutschland kämen. Irgendwie waren sie ja genauso Gefangene wie wir. Doch anders als wir dachten sie nicht daran, einmal nach Deutschland zu kommen. Es war allein unsere Sehnsucht.
Nicht immer hatten wir zum Waschen Seife. Den Russen ging es nicht anders. Wenn es Seife gab, hatten wir auch manchmal ein Erlebnis, an das sich sicher alle erinnern werden. Da es zwischen Männer- und Frauenduschraum kaum eine Abtrennung gab, kam es schon mal vor, dass sich ein paar „Matroschkas" einen „Nemjetz" (Deutschen) hinüberholten in ihre Dusche, um sich den Rücken abseifen zu lassen. Das erste Mal hatte man noch Hemmungen, aber dann war man schon abgebrüht. Wir mussten uns noch an vieles gewöhnen.
Hatten wir keine Seife, so brachten wir uns eine Hand voll Lehm aus dem Schacht mit und wuschen uns damit. War ein kleiner Stein darin, gab es manchen Kratzer. Da der Steinkohlenstaub sehr fettig war, musste man, wenn man sauber werden wollte, schon fest aufdrücken.
Wenn neue Mädchen in den Schach kamen, merkte man dies immer an der neuen Kleidung und am Aussehen in den ersten Tagen.
Sie stammten meistens aus Vorderrussland und hatten sich irgendwelcher Vergehen schuldig gemacht. Einige waren Verkäuferinnen in einem Kiosk und die Inventur hatte nicht gestimmt, andere waren in einer Bank.
Da wir uns im Schacht frei bewegen konnten, konnten wir uns auch mit jedem, der uns wohl gesinnt war, unterhalten - so gut es unsere Sprachkenntnisse zuließen. Wir waren ja noch jung und lernten schnell.
Die Mädchen waren verzweifelt. Sie mussten sich, anders als wir, selbst versorgen. Das war bei der Normarbeit für Frauen sehr schwer. Sie haben sicher manches über sich ergehen lassen müssen. Oft haben sie geweint.
Sie kamen mit den sibirischen Lebensgewohnheiten auch nicht zurecht. Auch sie kannten die vielen Völkerstämme ihres Landes und deren Mentalität nicht. Wir konnten Sie nur bedauern, ihnen Mut machen, aber nicht helfen.
Wenn man heute darüber nachdenkt, so hatte dieses Verfahren sicher auch einen politischen Hintergrund, um Sibirien zu bevölkern. Denn eins ist klar, kaum ein Mädchen hat ihre Heimat jemals wieder gesehen.
456 Rubel mussten von jedem von uns durch seine Arbeitsleistung aufgebracht werden: 256 Rubel für Unterkunft und Verpflegung und 200 Rubel für Wiedergutmachung. Das war für uns Männer schon schwer, die Norm zu erfüllen. Man konnte sich vorstellen, wie schwer es für die Frauen war, sich selbst am Leben zu erhalten.

Wie schon gesagt waren die Verhältnisse im Schacht eine einzige Katastrophe. Das ging los bei der Werkzeugausgabe bis hin zum Fahrstuhl, in dem 15 Personen Platz hatten, aber bis zu 40 Personen hineingepfercht wurden. Sicherheit war, wie überall im gelobten Lande, nicht vorhanden.
Bekam man einen Gegenstand in den Bauch oder in die Seite, so musste man eben aushalten, bis es wieder nach draußen ging. Überall wurde geschoben und gedrängelt. Ein vernünftiges Miteinander gab es in diesem Falle nicht.

Es war im Winter 1947 im Steinkohleschacht Anscherka (Sibirien), ich war 19 und erlitt einen Unfall.
Im Schacht fuhren kleine Lokomotiven mit Loren (Hunde). Bei einer Lore war ein Rad zur Hälfte abgebrochen und die noch vorhandene Seite war durch ein Brett festgestellt worden, so dass es noch auf der Schiene gleiten konnte.
Die Züge fuhren mit erheblicher Geschwindigkeit. Neben der Schienenanlage war der Laufsteg. Das Brett stand bis über die Mitte des Steges.
In letzter Sekunde hatte ich es bemerkt und war zur Seite gesprungen, sonst wäre sicher mehr passiert.
Nachdem der Zug vorbeigefahren war, fiel die Kappe des Stempels, an den ich mich gelegt hatte, herunter und schlug mir die ganze Haut vom Schienbein - bis auf die Knochen!
Ich humpelte zurück zum Fahrstuhl, damit ich in die Sanitätsstelle zur Behandlung konnte. Auf ein Stück Mull wurde etwas Puder gestreut und das Bein mit einer Papierbinde umwickelt. Mit einem sogenannten Panjewagen wurde ich dann ins Lazarett gebracht. Der Posten betitelte mich als Simulant. Der deutsche Lagerarzt, Hugo Bettac, sah sich die Wunde an. „Sofort wieder mit dem Verbandsmaterial verbinden," sagte er. Ihm stand nichts Besseres zur Verfügung!
Täglich musste ich zur Kontrolle, weil er uns immer nur von einem Tag zum anderen Tag krankschreiben durfte. Es dauerte lange, bis ein Heilungsprozess einsetzte. Die Zeit vertrieb ich mir, indem ich in unserer Unterkunft Ratten fing. Die Methode war ganz einfach. Der Tisch wurde umgedreht, ein paar Steine darauf. Einen kleinen Holzstab, der mit einer Strippe verbunden war, wurde unter den umgedrehten Tisch gestellt, ein paar Speisereste darunter und schon konnte die Jagd beginnen. Erfolg gab es jeden Tag, manchmal auch mehrmals. So vergingen die Tage.
Schwerere Krankheiten und Unfälle verdrängten meine Verletzung aus dem Limit, das dem Lagerarzt zur Krankschreibung täglich zur Verfügung stand. Ich musste wieder in den Schacht.
Im Schacht waren wir nicht die einzigen Gefangenen. Unsere ehemaligen Kriegsalliierten, die Japaner, waren schon längere Zeit vor uns hier eingetroffen. Auf Grund Ihrer Körpergröße wurden sie meistens als Holzschlepper im Schacht eingesetzt.

Im Gegensatz zu uns hatten sie möglicherweise eine nahrhaftere Verpflegung. Oder es lag an ihrem natürlich kleinen Körperbau, dass sie mit ihrem Verpflegungssatz besser auskamen. Hinzu kam noch, dass sie japanische Kriegsgefangene waren und den Russen gegenüber viel mehr durchsetzen konnten als wir „Naziverbrecher".
Sie wirkten uns gegenüber wie kleine Muskelprotze. Ihr Werkzeug bestand nur aus einem Holzhaken, der in die Holzstämme, die sie zu transportieren hatten, hineingeschlagen wurde und zum Ziehen der Stämme benutzt wurde.
Ihre Körpergröße kam ihnen beim Transportieren der Holzstämme in den niedrigen Kohleflößen zugute.
Beim Einfahren in den Schacht hängten sie die Haken über die Schulter. Es war sonst auch ein gefährliches Verteidigungsinstrument, das viel Respekt erzeugte. Durch ihr Aussehen, ihre Augenstellung und nicht zuletzt der krächzenden Stimme wegen, waren sie oft dem Spott der Russen ausgesetzt. Aber er wurde von ihnen gelassen hingenommen. Mit ihren erhobenen Holzhaken erreichten Sie, dass man immer auf Distanz mit ihnen umging.
Wie gesagt waren die Japaner Kriegsgefangene und ihr Kompanieführer war ein Offizier. Anders als bei uns ging bei ihnen noch alles militärisch zu. Die alte japanische Hierarchie bestand auch im Lager weiter. Der Offizier war eine Autorität, dem der einfache Soldat zu gehorchen hatte. Selbst von den Wachposten wurde das respektiert.
Unsere Behandlung hingegen hing immer von der jeweiligen Stimmung des Politoffiziers und dessen Postenführer ab. Oft mussten wir Wege gehen, die nicht zu verstehen waren. Durch einsetzendes Tauwetter bildeten sich große Pfützen, die man hätte umgehen können, aber wir mussten mitten hindurch. Mancher verlor seine Stiefel und durfte dann ohne weiter laufen. Auch merkte man es genau, wenn die Wachmannschaft ihre politische Schulung hatte.
Dann mussten wir uns wieder vorschriftsmäßig unterhaken.
Wenn wir nicht so liefen, wie es der wachhabende Sergeant wollte, schoss er mit der Pistole in die Luft und alles musste stehen bleiben.
Er beorderte den Dolmetscher zu sich, der dann seine Anordnung bekannt geben musste. Mit ordinären, kaum ins Deutsche zu übersetzenden Flüchen vermischt, mit den Worten „Frie..tz" und „Faschi..st" wurde der Marsch dann fortgesetzt.
Seine Schimpfkanonade interessierte uns kaum mehr. Er wollte uns gegenüber aber damit zum Ausdruck bringen, dass wir für ihn abgrundtiefe Schurken sind.

Die Menschen auf der Straße nahmen von uns gar keine Notiz. Das war für sie von je her Alltag, sie werden selbst hier einmal in einer solchen Kolonne marschiert sein. Immerhin waren wir in einem Verbannungsgebiet und alle hatten langjährige Strafen „abzuarbeiten". Auch wenn sie nicht mehr bewacht wurden, durften sie das Gebiet nicht verlassen, wenn sie nicht Gefahr laufen

wollten, dass ihre Strafe erhöht wurde. Das konnte ganz schnell gehen und sie bekamen 10 Jahre länger Zeit, sich einzurichten.
Auf diese Weise und nicht weil es ihnen hier so gut gefallen hatte, war schon mancher zum Dauergast geworden.
Belustigt haben wir uns, wenn ein Waggon „Pullmänner" angekommen war. „Pullmänner" wurden sie von uns deshalb genannt, weil sie so ca. 20 cm unter den knielangen Röcken der Frauen vorguckten. Es waren angeraute, in allen Farben leuchtende, überfallartige Schlüpferhosen, die in die Stiefel gesteckt wurden. So war es mit allem. Wir merkten immer, wenn irgendwelche neuen Gegenstände angekommen waren, ob Töpfe oder Trinkbecher usw. - alle hatten das gleiche.

Der Winter nahm hier in Sibirien kein Ende, hatte es manchmal ein wenig getaut, so war es am nächsten Tag doch wieder bitterkalt. Oft fiel das Thermometer nicht unter -50 Grad aber es erreichte auch an manchen Tagen -56 bis -58 Grad.
Noch schlimmer war der „Buran" - ein Schneesturm, der weder vor Freund noch Feind Halt machte. Wer diesen Eissturm jemals mitgemacht hat weiß, was sibirischer Winter heißt. Man konnte den „Buran" nur an der Erde liegend, dicht aneinandergekauert über sich hinwegfegen lassen. Wenn er vorüber war, wusste man nicht mehr, ob man Männchen oder Weibchen war, man fror zu einem einzigen Eisklumpen. So ein Sturm hielt zum Glück nicht stundenlang an.

Ich grübelte, wie kommst du hier einmal weg?
Doch ließen die Gegebenheiten keinerlei Möglichkeit zu.
Ich stumpfte immer mehr ab. Die dauernden Demütigungen brannten sich tief in das geschundene Selbstbewusstsein ein. Doch aufgeben stand nicht zur Debatte. Vielleicht werde ich alt, aber einmal komme ich wieder nach Hause. Was würde mich in Deutschland erwarten? Gab es Deutschland noch, oder war es in Deutschland so wie hier? Wir waren doch schon russische Zone?
Fragen über Fragen und keine Antworten!
Die Posten waren zu jung, um selber an Kriegshandlungen teilgenommen zu haben. Sie wussten nicht, unter welchen Bedingungen wir hier hergekommen waren. Der ihnen vermittelte Hass gegen uns Deutsche kam nach ihren Politschulungen immer wieder besonders zum Ausdruck.
Sie verstanden unser Sprache nicht und so haben wir uns auch schon einmal einen derben Spaß erlaubt. Wenn wir zur Eile angetrieben wurden kam
es vor, dass Gotthard, der als Kompanieführer immer hinten gehen musste, dann laut nach vorn rief: „Das Arschloch hat gesagt, wir sollen so weiterlaufen."

Die Wanzenplage wurde immer schlimmer. Alle 14 Tage nahmen wir unsere Betten auseinander und brannten sie auf dem Lagerhof ab.

Die Beine der Betten stellten wir in wassergefüllte Blechbüchsen, um so zu verhindern, dass diese Parasiten vom Fußboden an die Betten kommen konnten. Doch dann ließ sich das Viehzeug einfach von der Decke fallen.
Nachts die Wanzen, am Tage die Fliegen - eine fürchterliche Plage. Es war zum verrückt werden, man konnte kaum schlafen.
Mein Bein war noch offen und tat unglaublich weh. Auf einmal hatte ich Zahnschmerzen, mir tat ein noch vorhandener Weisheitszahn weh, es wurde immer schlimmer. Einen Zahnarzt gab es im Lager nicht. Ich versuchte, mit allen gegebenen Ratschlägen die Schmerzen zu lindern. Es waren seltsame Ratschläge dabei: Zigarettenqualm solange in der Nase hochziehen, bis die Tränen kommen usw. - es half alles nicht. Unser Doktor Hugo Bettac, wusste auch keinen Rat mehr. Ein älterer Apotheker mit Namen Kuhr, der ehemals in Westberlin eine Apotheke geführt hatte und nun auch im Lazarett arbeitete, nahm sich der Sache an. Ich musste mich auf einen Hocker setzen. Einige Leidensgenossen, unter anderem Horst Kämmel, und der Doktor hielten mich fest. Dann ging die Prozedur los. Mit einer Flachzange zog man mir den Zahn heraus - ohne jegliche Narkose!
Mein Geschrei war wohl eine richtige Oper. Ich weiß nicht wie lange es dauerte, doch ich war den Zahn endlich los. Ich hatte überall blaue Flecke, das ganze Gesicht war tagelang blau und grün gefärbt. Die russische Ärztin wollte gar nicht glauben was geschehen war. Viel später wurden eventuelle Zahnschmerzen in der Stadt behandelt.

An besonderen Feiertagen mussten alle unproduktiven Arbeitskräfte in den Schacht, um so viel Kohle wie möglich zu fördern, die dann dem Staat oder Stalin zum Geschenk gemacht wurde.
So geschah es, dass ich nach der Schicht mit unserem Doktor unter einer Brause stand und ihm mein Bein zeigen konnte, das bei dem Unfall im Schacht verletzt worden war. Es war tüchtig geschwollen und die Leistendrüse war inzwischen so groß wie ein Hühnerei. Nachdem wir im Lager waren stellte er mich der russischen Ärztin vor und ich kam ins Lazarett. Doch der Heilungsprozess wollte nicht so richtig einsetzen, es hatte sich schon wildes Fleisch um die Wunde herum gebildet.
Dem Körper fehlte jegliche Abwehrkraft. Eines Tages fragte die russische Ärztin, wie alt ich sei und ob ich schon einen Beruf hätte.
Da ich in der elterlichen Bäckerei groß geworden war, sollten mir wieder meine Bäckereikenntnisse zu gute kommen. Ich witterte eine Gelegenheit, mich satt essen zu können und antwortete: „Ich bin Bäcker."
Sie meinte daraufhin, Bewegung sei für mich die beste Medizin und steckte mich in die kleine Lazarettbäckerei. Was ich hier erlebte, glaubte mir später kein Bäcker.
Die Bäckerei war ein kleines Zimmer, in dem ein Backofen stand, der mit

Ziegelsteinen und Lehm gemauert war. Des weiteren war eine Kiste vorhanden, in der Teig gemacht wurde, eine Sauerteigfass, ein Tisch, ein Schieber, ein Holzeimer, ein paar Gefäße, sowie ein gemauerter Ofen, um die Stube zu heizen. Im Backofen hatten 30 Kastenformen Platz. Er wurde mit Holz beheizt. Der kleine Ofen für die Raumtemperatur wurde mit Steinkohlenstaub beheizt - nach dem bereits zuvor geschilderten Schema.
Täglich erhielt ich die Menge an Mehl zugeteilt, für jeden Lagerinsassen 375 g. Mit einer entsprechenden Bescheinigung musste ich zur Wache. Hier wartete ich oft Stunden, bis ein Soldat mit mir zu dem Magazin ging, in dem ich das Mehl in Empfang nehmen konnte.
Bei Außentemperaturen von 50 bis 58 Grad Minus war das Mehl so kalt, dass man nicht mit der Hand hinein fassen konnte. Doch am nächsten Tag musste das Brot fertig sein. So wurde es in allen zur Verfügung stehenden Gefäßen um den Ofen herum und in der Küche nebenan zum Erwärmen aufgestellt.
Das Brot wurde mit Sauerteig hergestellt. Der Sauerteig wurde so dünn gemacht, dass er wie eine Schaummasse war. Die Backformen wurden mit allen zur Verfügung stehenden Ölen und Fetten ausgefettet. Als Salz stand nur Steinsalz zur Verfügung, das ganz grob war und erst ein bis zwei Tage in Wasser gelöst werden musste. Den ersten Aufguss kippte ich immer ab, weil das Salz total verschmutzt war.
Salz wurde in Sibirien in offenen Waggons unverpackt transportiert, auch wenn vorher Kohle darin transportiert worden war.
Das Holz zum Heizen des Backofens musste ich erst spalten.
Oft hatte ich auch nichts, dann wurde alles, was ich fand, zerkleinert: Wäschepfähle, Abfallkisten, usw. Wir haben sogar auch Dachsparren aus den Häusern des Lagers dafür verheizt.
Das Brot wurde beim Einschieben gezählt, so dass auch ich beim Brotbacken gehungert habe. Doch fand ich mit der Zeit einen Trick, um meinen Hunger zu stillen. Ich versteckte immer ein bisschen Teig, den ich dann nach der Kontrolle in den Ofen legte. Doch dies wurde mir später zum Verhängnis.
Ein Kumpel von zu Haus, Fritz Funke, kratzte sich alle paar Tage den harten Teig aus der Teigkiste und kochte sich davon noch eine Suppe.
„Kultura“ stand an erster Stelle!
Täglich musste ich die Schieberstange mit Glas abziehen und den Fußboden laufend mit einem Ziegelstein scheuern. Der russische Feldscher wollte es so. Hatte er schlechte Laune, brachte ich es auf 13 mal am Tag.
War der Fußboden nicht immer feucht, so wurde ich beschimpft: „Kamerad nix Kultura.“
Hatte ich einmal nichts zu tun und es war ein Kamerad gestorben, so musste ich mit „Menne Albert“ diesen toten Kameraden beerdigen.
Sicher werden sich noch einige an „Menne“ erinnern, er war mit seinem Bruder im Lager, sie sprachen besser Russisch als Deutsch, sie waren in Russland

geboren und waren mit ihren Eltern vor langer Zeit nach Deutschland ausgewandert. Sie konnten meine Väter sein.
Die Beerdigungen erfolgten außerhalb der Stadt auf einem Hügel, der bereits von Menschenknochen übersät war. Hier wurden schon lange vor uns Gefangene aller Nationen, die im Gulag verstorben waren, verbuddelt.
Der Boden war über 2 m tief gefroren. Wir pickten eine Gruft, was zwei Tage dauerte. Erst am dritten Tag haben wir dann den Toten beerdigen können.
Es passierte auch, dass wir am dritten Tag hin kamen und sahen, andere waren uns zuvor gekommen und hatten ihren Toten in der von uns ausgepickten Grabstelle begraben. In diesem Fall mussten wir unseren toten Kameraden wieder mit zurück nehmen.
Der Hügel war das Reich uralter Raben. Sie waren fast so groß wie Geier, man konnte sich fürchten.
Transportiert wurden unsere toten Kameraden mit einem sogenannten Panjewagen bis zu der Stelle, wo es mit Pferd und Wagen nicht mehr weiter ging. Dann legten wir den Toten in den Schnee und zogen ihn mit einem Strick den Berg hinauf. Unterwegs sammelten wir ein paar Äste, um davon ein Kreuz zu machen, leider waren diese immer wieder verschwunden.
Niemals könnte man hier genaue Markierungen bestimmter Grabstätten feststellen. Oft hörten wir wenn es dunkel wurde die Wölfe heulen.
Nach Aussagen von Russen wurden dort bereits viele Jahre tote Gefangene beerdigt und die gab es in Sibirien genug - Strafgefangene aus allen Ländern und Lagern.
Unser Lager lag auf einer Anhöhe, unweit der Transsibirischen Eisenbahn.
Am Abend hörte man weithin die sibirischen Glocken ringsherum läuten. **„Sibirische Glocken“** waren Eisenbahnschienen in verschiedenen Längen, die an den Wachtürmen angebracht waren. Durch ihre unterschiedliche Länge wurden beim Anschlagen verschiedene Töne erzeugt.
Die Wachposten hatten nachts mit einer Eisenstange an die Schienen zu schlagen, damit der verantwortliche Wachhabende kontrollieren konnte, dass die Posten nicht schlafen. Und dieser Klang war die ganze Nacht überall weithin hörbar. Es war ja ein Gefangenenlager am anderen.

Oft musste ich mit einer russischen Schwester und einem Sanitäter (u. a. Hermann Ulrich, Heinz Franke oder Jochen Ruhtenberg) nach Kemerowo fahren, um Medikamente zu holen. Wir waren Tage unterwegs!
Man konnte diese Tage mit „Wild West“ vergleichen, wir wurden bestohlen und beklaut. Wir kannten das Verbrechertum nur aus Büchern oder aus dem Kino. Hier in Russland erlebten wir es nun in Natura und wurden die Opfer.
Mit unglaublicher Geschicklichkeit wurden Behältnisse wie Beutel, Säcke oder Taschen von den Tragbändern geschnitten und verschwanden ganz schnell auf nimmer Wiedersehen.

Auf den Bahnhöfen legten wir unser Gepäck immer in eine Ecke und setzten uns darum herum, um so alles unter Kontrolle zu halten. Wurde unsere Truppe von Dieben bemerkt, besonders dass wir Deutsche waren, wurden wir wie von einem Rudel Hunde belauert, die nur auf eine Unachtsamkeit warteten, um sich zu bedienen. Mit der Abfahrt der Züge hielt man es nicht so genau, da war ein halber Tag Verspätung nicht viel. Dies schien auch niemand zu stören. Hatten wir bis zum Einsteigen in den Zug alles unter Kontrolle, so kam es aber oft vor, dass man uns im Gedränge die Sachen vom Rücken abschnitt.
Die Züge, die Bahnhöfe, das Einsteigen sowie der Transport für Deutschland unvorstellbar, eine einzige Katastrophe.
Die Menschen hingen förmlich an den total überfüllten Zügen oder saßen auf dem Dach.
Aus dem Schacht in Anscherka kannten wir ja schon, mit welcher Brutalität hier gestohlen wurde.
Mit angeschliffenen Kopekenstücken, die so scharf waren wie Rasierklingen, wurden Taschen und Beutel aufgeschnitten, so schnell, dass es keiner bemerkte.
Hier gab es keinen Unterschied zwischen Deutschen und Russen. Wurde von der Diebesbande festgestellt, dass sie beobachtet wurde, wurden den Beobachtern im Vorübergehen Schnittwunden im Gesicht zugefügt.
Bisher kannten wir nur „Wild West", jetzt lernten wir hier „Wild Ost" kennen.

In Kemerowo wurde eine große Brücke gebaut. Zu diesem Zeitpunkt wusste ich noch nicht, dass ich eines Tages mit in den Caisson musste, um unter Überdruck diese Brückenpfeiler in das Flussbett zu treiben. Dieses Los teilte mit mir auch Hans Barnbeck. Darüber zu berichten, ist ein Kapitel für sich.
Einmal war ich mit Heinz Franke und dem russischen Feldscher Karlchen, sowie der Schwester Tussja in Jurka.
Hier mussten wir Medikamente holen. Jurka war ein Kriegsgefangenenlager. Wir wurden dort von unseren Landsleuten in unvorstellbarer Weise beschimpft und mit Steinen beworfen. Man betitelte uns „Kommunistenschweine, Verbrecher" und wollte uns am liebsten erschlagen.
Die Russen selbst verstanden nicht weshalb und wir schon gar nicht!
Wieso waren wir für die Russen Naziverbrecher und für unsere eigenen Landsleute Kommunistenschweine?
Es stellte sich dann heraus, dass die Kriegsgefangenen uns auf Grund unserer Jugend als irgendwelche kommunistischen Umschüler, die sich in Russland aufhielten, gehalten hatten.
Auf dieser Fahrt lagen wir fast einen ganzen Tag auf einem freien Feld. Nichts ließ eine Haltestelle, geschweige denn einen Bahnhof erkennen.
Nicht nur wir, auch unsere Bewacher hatten Hunger. So gingen wir an einen kleinen Bach, der in der Nähe floss. Unser Feldscher holte ein großes Stück

Mull aus dem Gepäck und wir fingen damit kleine Fische. Diese wurden dann roh gegessen. Es war schon eine Portion Überwindung dazu notwendig. Unser Bewacher hatte zwischenzeitlich einige Schluck 96-prozentigen Alkohol, der für medizinische Zwecke gedacht war, zu sich genommen. Die Wirkung machte sich dann auch bemerkbar.
Mehr und mehr Menschen sammelten sich an, bis schließlich ein Zug kam. Dieser war schon total überfüllt, doch musste alles noch rein. Als nichts mehr ging, zog unser „Karlchen" einfach seine Pistole und schoss durch die Waggondecke. Mit fürchterlichem Geschimpfe kam das Zugpersonal und wollte uns aus dem Zug werfen. Doch er ließ nicht mit sich reden.
Nachdem wir einige Stunden so gestanden hatten, setzte sich der Zug in Bewegung. Es wurde eine Höllenfahrt. Mit einem Eimer Vaseline in der Hand stand ich stundenlang auf dem Trittbrett. Ich dacht immer nur - nur nicht fallen lassen -, die Vaseline wurde doch dringend im Lager gebraucht.
Doch zurück nach Anscherka.
Meinen Freund Gotthard hatte es im Schacht erwischt. Er war beim Anhalten eines Bohrers (in Deutschland macht man so etwas mit einer Zange) von diesem am Handschuh erfasst. Zum Glück hatte der Kumpel, der die Maschine bediente, es sofort erkannt und unverzüglich gestoppt, so dass noch größeres Unheil verhindert werden konnte. Es war schon schlimm genug. Der Daumen war ausgekugelt, die ganze Hand war grün und blau, sehr geschwollen.
Er hatte wahnsinnige Schmerzen. Tag und Nacht haben wir ihm die Hand gekühlt. Beinahe hätte er seinen sonst so standhaften Humor verloren.
In der Ambulanz wurde die Hand mit dem Allheilmittel Jodtinktur behandelt. Es dauerte lange, bis die Schwellung zurück ging. Schmerzen hatte er noch Jahre lang. Nie wurden solche Unfälle irgendwo geröntgt.
Auch C. H. Franke hatte sich das Bein gebrochen, es wurde nur den Möglichkeiten entsprechend gerichtet und mit Gips versehen. Auch er hatte damit ewig zu tun.

Um unsere Verpflegung vitaminreicher zu gestalten, mussten wir im Walde Brennesseln sammeln. Sie kamen dann als Einlage in die Suppe. Auch junge Triebe von Fichten wurden gesammelt, ausgekocht und den Saft gab es dann als Vitamine zu trinken.
Beim Sammeln trafen wir einmal einen Trupp von drei älteren Männern mit Gewehren. Es waren Schrotflinten. Sie erzählten uns, dass sie Füchse und Wölfe jagten und für jedes Fell von der Kolchose Geld dafür bekämen.
Auf unsere Frage wie alt sie seien, fingen sie an zu rechnen. Sie wussten es selber nicht genau. 110 oder 120 Jahre?
Für uns war eins sicher, sie konnten weder lesen noch schreiben und wussten nicht, wann sie geboren waren.

An einem trüben Tage wurden ca. 70 Frauen aus einem Lager am anderen Ende der Stadt in unser Lager verlegt. Sie haben dort in der Glasfabrik gearbeitet. Es waren bemitleidenswerte Gestalten.
Als junger Mensch hatte man immer Achtung vor dem weiblichen Geschlecht. So haben wir es gelernt und so war es auch in unserem Verhalten geblieben. Hass und Wut stiegen in mir hoch und sicher nicht nur bei mir.
Was hatten diese Frauen und Mädchen getan, dass man sie so behandelte? Weshalb machten die großen Sieger in ihrem Hass noch nicht einmal vor den Frauen halt? Sie hatten alle kurzes Haar und waren regelrecht grau im Gesicht. Jeder konnte sich vorstellen, was sie wohl hinter sich gebracht hatten.
Nachdem eine gewisse gegenseitige Scheu gewichen war, kamen wir uns dann auch näher. Die Frauen hatten schon lange vorher von unserer Anwesenheit gehört, doch wurde ihnen so, wie allen anderen, mitgeteilt, dass wir faschistische Verbrecher sein würden. Und nun mussten sie auch noch in unser Lager. Aus diesem Grunde verhielten sie sich anfangs sehr zurückhaltend.
Doch die Irrtümer waren schnell aus dem Wege geräumt und es gab ein gutes Miteinander.
Sie erzählten uns von ihrem Schicksal. Sie wurden von den Trecks weggefangen und wurden unter unsagbarem Leiden nach Sibirien verschleppt. Vergewaltigungen, vor allem in der ersten Zeit, Prügel und Hunger waren an der Tagesordnung. Sie hatten von Anfang an unser Mitgefühl und wurden von uns respektvoll behandelt. Ihr Schicksal war noch viel härter als das unseres.

Der Hunger war groß. Von der Zivilbevölkerung wurden wir oftmals um unsere dürftige Verpflegung beneidet. Nicht selten wurden wir mit den Worten: „ Ihr habt doch euer regelmäßiges Essen“ beschimpft.
So geschah es auch, dass eine kleine russische Ärztin, die im Lazarett tätig war, abends, wenn sie Dienst hatte, zu mir in die Backstube kam. Wir setzten uns an den warmen Backofen und wärmten uns. Sie bekam von meinen heimlich gebackenen Teigstücken etwas ab, denn auch sie hatte Hunger. Wir versuchten uns einigermaßen zu unterhalten. Sie wollte Deutsch lernen und ich Russisch. Dies ging eine ganze Weile gut.
Plötzlich stand eines Abends der Politoffizier des Lagers „Biskowski“ in der Backstube und glaubte nun, uns beim heimlichen Techtelmechtel erwischt zu haben. Mit einem furchtbaren Redeschwall beschimpfte er die Ärztin. Diese Worte waren so ordinär, dass man sie gar nicht ins Deutsche übersetzen konnte. Und das zu einer Ärztin! Wir verstanden diese Reden inzwischen aber ganz gut.
Die Ärztin musste das Lager sofort verlassen und ich wurde in den Karzer gesperrt.
Einige Tage später musste ich wieder in den Schacht.

Nach langen Versuchen, etwas über die Ärztin in Erfahrung zu bringen, teilte mir eines Tages eine russische Schwester mit, das sie im Krankenhaus arbeitete.

Die Stimmung im Lager war im allgemeinen sehr schlecht. Viele Kameraden waren schon so erschöpft, dass sie nicht mehr arbeitsfähig waren. Sie waren Dystrophiker der Kategorie 1, 2 oder 3 geworden. Wer die Kategorie 3 bekam, hatte meistens sein Ende vor Augen.
Sie liefen mit einer Decke umgehängt im Lager herum. Ihre paar Sachen hatten sie schon abgegeben. Was wohl in ihnen vorging?
Das Sterben im Lager konnte nicht aufgehalten werden, immer mehr Kameraden gingen den letzten Weg.
Mein Freund Gotthard und ich verstanden uns immer besser. Diese Freundschaft ließ uns alles leichter ertragen und überstehen. Man hatte jemanden an seiner Seite, mit dem man über alles reden konnte, dem man vertrauen konnte und auf den man sich in allen Angelegenheiten verlassen konnte. Das war ein kostbares Geschenk in diesen bitteren Zeiten.

Beim Appell mussten wir immer singen: „Vorwärts und nicht vergessen, worin unsere Zukunft besteht, beim Hungern und beim Essen, vorwärts und nicht vergessen, die Solidarität." Klappte es nicht so richtig, mussten wir oft um die Häuser herumlaufen.
Sicher ist der Arbeitsinspektor „Ochs" meinen Kameraden noch ein Begriff.
Als sogenannte Jugendkompanie sollten wir auf dem Heimweg aus dem Schacht das Lied mit dem „Hallali, Hallala„ singen.

Auf einen Befehl des obersten Sowjets hin durften auf einmal keine deutschen Gefangenen mehr im Schacht arbeiten. Gerüchte dafür gab es genug (Schachtunfälle).
Wir hatten vor einigen Monaten Karten mit Rückantwort erhalten, um nach Hause schreiben zu können. Ganz unerwartet trafen auch nach einigen Monaten die Rückantwortkarten ein und brachten die ersten Lebenszeichen von zu Haus. Die Freude war unbeschreiblich und einer tauschte die Nachricht mit dem anderen aus. Leider gab es für manch einen schlechte Nachrichten oder gar keine.

Nachdem die Schachtarbeit für uns beendet war, wartete alles was nun wird? Kommt jetzt der Moment der Freilassung oder fahren wir eventuell doch nach Hause? Weit gefehlt!
Es wurden neue Kommandos zusammengestellt. Nun wurde überall gearbeitet.

Ich war in einem Kommando, welches zum Bau einer Zentralgarage eingeteilt wurde. Unsere Aufgabe war es, Fundamente auszuschachten.

Das war ebenso eine harte Arbeit wie im Schacht, denn der Boden war auf Grund der starken Kälte bis auf 2 Meter gefroren. Die Erde wurde beim Auftauen schnell bröckelig und rutschte ein, so dass Verschalungen angebracht werden mussten.
Eines Tages haben wir dann ein Lied gedichtet und sind mit diesem Lied ins Lager gezogen. Noch am selben Abend sang das ganze Lager dieses Lied.

Vier Jahre gefangen, gefesselt,
vier Jahre nur Elend und Leid.
Ach Mutter, wann kommt einst die Stunde,
ach Mutter, wie bist du so weit.

In Sibiriens schwarzen Gruben,
lässt man aus an uns alle Wut.
Nur der Glaube an Hoffnung und Freiheit,
gibt uns täglich neuen Mut.

Gefangen, bewacht wie Verbrecher,
in einsame Lande verbannt.
Da stehen wir, trotz Hunger und Kälte,
an Picke und Schaufel die Hand.

Für Reiche gekämpft und geblutet,
für Reiche gequält und geplagt.
Ach Mutter, wann kommt einst die Stunde,
ach Mutter, wann kommt einst der Tag.

Dieses Lied wurde nach der Melodie des Sibirien-Liedes gesungen. Bald merkten unsere Bewachter, dass es nicht der Originaltext war und das Lied wurde verboten. Schnell dichteten wir noch eine fünfte Strophe, um eine Strafe abzuwenden.

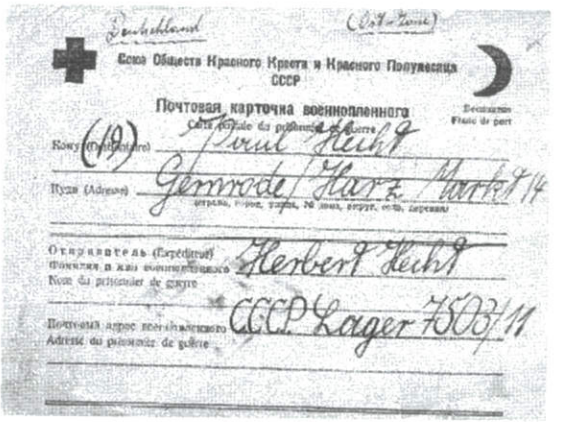
Doch jetzt sind wir klüger geworden,
zum Teufel mit Kommiss und Krieg.
Den Frieden der Menschheit zu sichern,
dass wird unser stolzester Sieg.

Zwei der Strophen, die erste und die letzte, haben Gotthard und ich gereimt. Aus den vier Jahren, die wir damals im Reim festhielten, wurden bei uns beiden letztendlich leider sechseinhalb.

Oft kam es vor, dass uns die Posten immer wieder zur Ruhe aufforderten: „Kamerad nicht sprechen – tiesche."

Gotthard rief von hinten wieder vor: „Der Blödmann hat gesagt, ihr sollt ruhig sein. Aber macht ruhig weiter."
Ein Zeichen, dass wir uns doch schon akklimatisiert hatten.
Ein Teil kranker Kameraden wurde angeblich nach Hause abtransportiert. Aber in Wirklichkeit kamen sie in ein anderes Lager weiter westlich, um ihren Gesundheitszustand etwas aufzubauen. Ein Transport mit unbekanntem Ziel ging aus dem Lager und ich war dabei.

Erstmals wurde ich von meinen Freund Gotthard getrennt. Der Transport ging nach Kemerowo zur furchtbarsten Arbeit meines Lebens. Zur Senkung von Brückenpfeilern unter primitivsten Bedingungen und schwerster körperlicher Arbeit.
Der Fluss war der Tom. Die Stadt und den Fluss konnte ich später leider auf keiner Landkarte richtig einordnen. Aber russische Wunder gab es ja genug.


Союз Обществ Красного Креста и Красного Полумесяца СССР

Почтовая карточка военнопленного

(19) Paul Recht

Gernrode Harz Markt 14

Herbert Recht

CCCP Lager 7503/11

Lager Kemerowo

Im Lager Kemerowo waren wir unter Kriegsgefangenen. Jedes Lager hatte sicher seine Eigenart und seine eigenen Gesetze!
Hier herrschte ein menschlicherer Ton, den wir seit unserer Verhaftung als politische Gefangene nie mehr gehört hatten und erst gar nicht glauben wollten.

Wir wurden, anders wie in Anscherka, mit einem LKW zur Arbeit transportiert und von Zivilposten bewacht. Im Straßenbau fanden wir nun unsere Aufgaben.
War das eventuell die Vorbereitung auf eine Freilassung in Russland, die uns im Schacht von Anscherka von „ Rosi " prophezeit wurde?
Dieser Gedanke ließ uns nie los. Meine Befürchtungen wurden immer größer, mein Vaterland nie wiederzusehen.

Zurück in die brutale Realität wurden wir durch ein Ereignis geführt, welches sich mitten in der Stadt ereignete. Wir dachten erst, es wäre eine gestellte Filmszene, aber es war bitterer Ernst.
Wir überholten mit unserem LKW eine Gruppe Männer, die stark von Polizisten bewacht, mitten auf der Straße liefen. Sie wurden mit gezogener Pistole bewacht und waren eng zusammen gepfercht. Mitten unter ihnen eine Frau mit einem Kind auf dem Arm. Mehrere Hunde wurden kurz an der Leine geführt. Es fielen zweie Schüsse. Wem sie galten, konnten wir nicht feststellen.
Dies schien aber Alltag zu sein, denn keiner kümmerte sich darum oder blieb stehen. Uns lief es bei dieser „Wild Ost Show" kalt den Rücken herunter.

Nach einigen Tagen wurde uns klargemacht, wozu wir nach Kemerowo gekommen waren. Wir wurden gründlich untersucht, vor allem Hals, Nase und Ohren. Wer für gesund befunden wurde, musste nun im Caisson arbeiten.
Doch bevor ich auf die Arbeit im Caisson zu sprechen komme, muss ich noch von einem Erlebnis im Straßenbau berichten, um das Gesamtbild richtig abzurunden.
Es war an einem Tag zur Mittagszeit, als ein LKW aus dem Lager kam. Auf einem Transparent stand in deutsch geschrieben: „ Monatsplan bereits heute erfüllt." Es gab Essen. Wir wussten gar nicht wie uns geschah.
Plötzlich tauchte unser „Natschalnik" (Meister) auf und ließ sich übersetzen, was da geschrieben steht. Nachdem man es ihm erzählt hatte, hätte er bald einen Tobsuchtsanfall vor Aufregung bekommen. Er trat mit dem Fuß gegen den Essenkübel und fing fürchterlich zu schimpfen an, „Jopt twajo mat, Plan nicht am Tag, nicht im Monat, nicht im Jahr erfüllen, Plan nie nichts erfüllen, alles verrückt, alles Durakow (Dummköpfe)." Er konnte sich gar nicht wieder beruhigen.
So war es damals schon, dass die linke Hand nicht wusste, was die rechte

tat. Jeder machte sich diesen Zustand zum Vorteil.
Wir erlebten es ja in der Gegenwart bis zum bitteren Ende.
Wie schon gesagt, nur von einem Wachmann bewacht, der vom jeweiligen Betrieb, für den wir gerade arbeiteten, gestellt werden musste, bewegten wir uns in der Stadt.
Es kam öfter vor, dass bei Kontrollen, die von Lageroffizieren gemacht wurden, festgestellt werden musste, dass die mitgeführte Munition gar nicht in die Gewehre passte.
War das der Fall, dann brauchten wir nicht zur Arbeit, bis der Betrieb ein ordentliches, schießfähiges Gewehr vorzeigte. Bewachung war eigentlich so oder so nicht nötig!
Wenn auch einige, wie ich, sich öfter Gedanken machten, könnte man oder könnte man nicht, so mussten die Gedanken doch immer wieder schnell verworfen werden, weil es absolut nicht möglich war, von hier hinten wegzukommen. Wo auch hin? Die es doch getan haben, brachte man alle wieder, entweder tot oder halb tot geschlagen!

Da ich die Erfahrung gemacht hatte, dass zu zweit alles besser geht und mein Freund Gotthard nicht mehr bei mir war, hatte ich mich mit Hans Barnbeck aus Kroppenstedt zusammen getan. Um unsere Eltern davon zu verständigen, dass wir zusammen hielten, hatten wir uns ausgedacht, die üblichen Karten, die wir nach Hause schreiben durften, an seine und an meine Eltern zu vertauschen. Es hatte auch funktioniert. Unsere Eltern hatten es verstanden und machten sich gegenseitig bekannt. Diese besagte Karte besitze ich heute noch.

Ich verstand es, wieder als Hilfskraft nachts in der Bäckerei zu arbeiten.
Hans bekam davon auch seine Vorteile, er hatte meine Essenration.
Am Tage mussten wir in den Caisson.
Eines Tages verletzte ich mir mit der Brechstange den Fuß. Mein Bein war angeschwollen. Aber es gab kein Krankmachen, denn damit wäre unsere Zusatzverpflegung verloren gewesen und das konnten wir uns nicht leisten.
Es hieß also Zähne zusammenbeißen.
Durch meine Fahrten aus Anscherka kannte ich die im Bau befindliche Brücke.
Wir mussten damals immer auf die andere Seite des Flusses, des Tom,
um Medikamente zu holen. Wir fuhren mit der Fähre.
Der Tom, wie wir später erfuhren, verband alle Industriestädte im Kusbass - Becken. Er war eine richtige Holzstraße. Holzstamm an Holzstamm wurde auf dem Fluss geflößt. Schiffe waren ständig gefährdet.
Einige Brückenpfeiler waren schon fertiggestellt. Nie hätte ich gedacht, dass ich hier einmal meine Gesundheit aufs Spiel setzen müsste.
Wir wurden anfangs mit den Arbeiten vertraut gemacht. So etwas hatten wir

vorher noch nie kennen gelernt und somit überhaupt keine Vorstellungen von dem, was uns hier erwartete.

Im Flussbett waren große Eisenplatten zum Viereck verankert und mit Kies aufgeschüttet. Darauf wurde aus Beton ein Fundament gemacht, worauf der Caisson aufbetoniert wurde. Es entstand so ein rechteckiger Betonhohlkörper, in dem später gearbeitet werden musste. Oben darauf wurden 3 Eisenbehälter montiert. Einer, in dem man Abraum nach draußen transportierte, einer, in dem man Arbeitskräfte beförderte und ein größerer in der Mitte, in dem alles nach oben oder unten gebracht wurde. Dies alles wurde mittels Kompressor auf 2at Überdruck gesetzt. Unter diesem Überdruck mussten wir mit Hammer und Brechstange das Erdreich lockern und nach draußen befördern.
Der Einstieg in den Caisson erfolgt folgendermaßen:
Fünf Personen mussten in einen dieser Eisenbehälter. Die Türen konnten nur nach innen geöffnet werden. Der Grund dafür war, dass beim Füllen dieser Behälter die Türen mit Luftdruck verschlossen wurden.
Beim Einpumpen der Luft mussten wir die Nase zudrücken, um mit geschlossenem Mund einen Gegendruck auf das Trommelfell auszuüben. Sonst hätte man den Druck nicht ausgehalten.
Im Anfang musste der Einlass bei der Entstehung des Überdrucks öfter abgebrochen werden, weil einige diesen Druck nicht aushielten. Sie haben vor Schmerzen geschrieen und bekamen sofort Nasenbluten. Man glaubte, der Kopf würde platzen. Nach mehreren Versuchen hielt man dann den Druck aus.
Nach Erreichen des Druckausgleiches mit dem großen Behälter öffnete sich die Tür und der Einstieg in den Caisson konnte über eine Leiter bis in eine Tiefe von 10 bis 12 Meter unter der Wasseroberfläche erfolgen.
Die Situation war gegenüber dem Schacht in Anscherka nicht viel besser. Im Gegenteil, man hatte ein unwahrscheinliches Angstgefühl in diesem desolaten U-Boot. Die Angst, es könnte jeden Augenblick eine Havarie geben, war unser ständiger Begleiter.
Unten im Caisson stand das Wasser - mal mehr, mal weniger, aber immer kniehoch. Mit den Armen waren wir stets bis an den Ellenbogen im kalten Wasser. Mit den Händen mussten wir dann das Erdreich unter der Betonkante (das sogenannte Messer) hervor holen.
12 bis 15 Mann befanden sich immer im Einsatz. Oft sind wir auf ewiges Eis gestoßen. Das gelockerte Erdreich musste in die Mitte transportiert und mit einem Behälter nach oben gezogen werden. Es wurde auf die gleiche Weise hinausgebracht, wie wir einstiegen.
So wurde der Betonklotz Zentimeter um Zentimeter nach unten in das Flussbett getrieben.
Manchmal wollte und wollte sich der Klotz nicht senken, er hing an irgendeiner Stelle fest. Ich bin nicht der Fachmann, um sich in dieser Sache fachlich richtig

ausdrücken zu können. Ein Außenstehender kann sich gar keine Vorstellungen davon machen, was uns hier abverlangt wurde.
Setzte sich der Caisson ein paar Zentimeter auf einmal, so entstand ein noch größerer Druck und uns kam das Blut aus Mund und Nase, es gab einen fürchterlichen Druck im Kopf. Es wurde einem übel und man glaubte, der Kopf würde einem platzen.
Manchmal fielen die Kompressoren auf Grund von Witterungsbedingungen aus. Es gab öfter sehr schwere Gewitter. Dann wurde der Strom einfach abgestellt. Ohne Überdruck stieg das Wasser sofort hoch und wir mussten so schnell wie möglich die Leiter hinauf, um nicht zu ertrinken. Das Wasser stand manchmal schon bis zur Brust hoch, eh man die Leiter erreichte.
Acht Stunden mussten wir ohne etwas zu Essen oder etwas zu Trinken in diesem Sklaven - Boot arbeiten. Jeder Ausstieg war wie ein Gottesgeschenk, wenn wir den Himmel wieder sehen konnten. Als ein solches empfanden wir es auch trotz aller körperlicher Überforderung, wenn wir nach vollbrachter Arbeit im Fluss baden durften. Das Wasser war damals noch glasklar. Wir haben es alle getrunken, auch die Russen.
Hatten wir den Caisson 2 Meter nach unten gebracht, mussten wir in den nächsten, damit dieser Caisson weiter aufbetoniert werden konnte.

Wieder einmal hatte ein Fähre angelegt. Es gab keinen normalen Weg zur Uferanhöhe. Eine Frau war mit ihrer behinderten Tochter, die nicht richtig laufen konnte, mitgekommen und beide saßen am Ufer.
Keiner kümmerte sich um sie, keiner beachtete sie. Für uns war es eine Selbstverständlichkeit, ihr zu helfen. Hans und ich brachten sie den Berg hinauf.
Die Mutter bedankte sich vielmals und weinte vor Freude.
Wieder am Ufer angekommen, fragte uns dann ein Russe, warum wir das getan hätten. Wir hätten sie seiner Meinung nach lieber in den Fluss schmeißen sollen.
„So etwas taugt doch sowieso nichts und ist doch zu nichts zu gebrauchen."
So unterschiedlich haben wir Russen kennen gelernt.
Die Alten, in Sibirien geborenen, waren vom Charakter gutmütige Menschen und immer hilfsbereit. Doch der inzwischen überwiegende Teil waren Verbannte, die ihr eigenes Schicksal hoffnungslos tragen mussten und hart wurden.
Versprochen hatte man uns: „Wenn Pfeiler fertig, dann nach Haus!"
Doch leider wurden wir - wie immer - belogen!
Um den Caisson später zu füllen, mussten wir am Steilufer des Flusses Steine brechen, die dann mit Beton vermischt in den Caisson verfüllt wurden.

Einmal mussten wir, weil irgend eine Havarie stattgefunden hatte, Brückenpfeiler streichen. Wir wurden auf einem Brett, auf dem wir stehen oder

sitzen konnten, am Pfeiler heruntergelassen, um unserer Arbeit nachgehen zu können. Wenn wir wieder nach oben geholt wurden und an Land kamen, konnten wir nicht mehr stehen. Es war unmöglich, auf den Beinen stehen zu bleiben. Es kam, weil wir nach unten guckten und den Fluss in eine andere Richtung fließen sahen als die Wolken am Himmel zogen. Dies ergab solche Gleichgewichtsstörungen, so dass man sich nicht halten konnte.
Man kann es sich nicht vorstellen. Die Russen wussten das und wollten sich immer tot lachen.

Im Lager lernte ich auch den Kameraden Max Emmendorfer kennen.
Er war Vizepräsident des Komitees Freies Deutschland und Kommunist. Warum er im Lager war, wusste niemand.
Max arbeitete in der Schuhmacherei und war auch in den kommenden Jahren bis zum Schluss mit uns zusammen.

Es kam die Parole auf, es geht bald nach Hause.
Tatsächlich zielte alles auf einen Heimtransport ab.
Es wurden neue Sachen gebracht, die Vorräte aufgebraucht. Auf der Baustelle sprachen die Russen davon. Doch Genaues wusste keiner. Tatsächlich war es dann soweit. Wir wurden neu eingekleidet, brauchten nicht mehr zur Arbeit.
Ein Kommando musste auf dem Bahnhof Waggons herrichten. Dann ging es los: „Alle man zum Lagertor!"
Draußen standen LKWs. Aufgerufen wurde nun nach dem russischen Alphabet. Die Aufgerufenen mussten durch das Lagertor gehen. Draußen standen große Tische bereit. Hier sollte zur Kontrolle alles ausgepackt werden. Wer fertig war, konnte auf den LKW, war dieser voll, fuhr er ab zum Bahnhof. Viele
Buchstaben waren schon aufgerufen, doch blieben immer noch Kameraden stehen, alle aus dem damaligen Transport, der von Anscherka hier her gekommen war. Auch Hans Barnbeck und ich wurden nicht aufgerufen.
Die Aktion ging ohne uns zu Ende! Alle Kameraden unseres Transportes wurden nicht mitgenommen. Wir mussten das Lager aufräumen. Wir waren sehr enttäuscht und geknickt, kaum einer sprach ein Wort.
Wieder einmal hatte man uns belogen! Der Gedanke an eine „Frau mit Kuh" wurde erneut wach gerüttelt. Einige Tage später ging es ab, nochmals in ein unbekanntes Lager.

Lager Prokopjewsk

Nachdem wir das Lager Kemerowo mit unbestimmten Ziel verlassen hatten, landeten wir schließlich im Lager Prokopjewsk, im Donezk - Becken, also auch noch in Sibirien. Die Bewachung war wieder strenger, so wie wir sie kannten. Wir wurden wieder in die Kategorie politisch Internierter eingeordnet und waren erneut mitten im Kohlegebiet.
Es gab viele Gruppen von Gefangenen. Aus allen Teilen des Gebietes brachte man wohl die letzten Gefangenen hier zusammen, auch viele verurteilte Deutsche. Sie waren aus irgendwelchen fadenscheinigen Gründen zu meistens 25, einige auch zu 50 Jahren verurteilt worden. Gründ dafür waren zum Beispiel, dass ein Koch aus dem Walde Holz für die Gulaschkanone verfeuert hatte und sich damit sozusagen am russischen Staatseigentum vergangen hatte. Andere wurden beschuldigt, in einer Einheit gewesen zu sein, die sich irgendwo an anderem sowjetischen Eigentum vergangen haben sollten. Es ließen sich noch viele konstruierte Gründe anführen, die man dort zu hören bekam.

Wieder wurde es Winter, wieder wurde es Weihnachten und unser sehnlichster Wunsch, Weihnachten zu Hause zu sein, ging nicht in Erfüllung.
Auch aus dem Lager Anscherka waren einige Kameraden hier gelandet. Sie waren, wie wir damals, aus Anscherka vorher in ein anderes Lager zum Holztransportieren abkommandiert.
Leider war mein Freund Gotthard nicht dabei. Auch in diesem Lager gelang es mir, in zusätzlicher nächtlicher Arbeit im Brotmagazin ein Stück Brot extra zu erhalten. Der geschickte Umgang mit Brot, der mir sicher in die Wiege gelegt worden war, zahlte sich immer wieder aus.

Im diesem Lager war der Hunger wieder groß. Wenn wir nachts zur Toilette mussten, was auf Grund der wässerigen Verpflegung öfter nötig wurde, sah man die Kameraden im Traum kauend auf der Pritsche liegen. Sie träumten sicher alle vom Essen.
Es wurde wieder kälter und kälter, bis unter -50 Grad. Wenn ich nachts zur Toilette musste, sah ich oft nach den Sternen und dachte an zu Hause.
Ob wohl auch zu Hause jemand zu den Sternen sieht und an mich denkt?
Doch das war nur eine Illusion, denn die Zeitrechnung stand dagegen.
Oft war der Himmel so klar, die Sterne so kristallen, dass man glauben könnte, wenn es nicht so traurig wäre, man wäre in einem Märchen.
Mit dem Winter begann für uns, wie nun schon so oft, das „Russische Striptease" von neuem. Es wurde nicht ausgezogen, sondern es wurde alles, was man hatte, angezogen. Kälte, unvorstellbare Kälte forderte uns.
Das Lager war nicht allzu groß, aber wir erlebten Dinge, die uns bisher erspart geblieben waren.

So passierte es, dass ein Kamerad, der sich seiner Notdurft entledigte, ein Stück Zeitungspapier benutzte, auf dem Stalin abgebildet war. Wie in allen Lagern gab es auch hier Leute, die glaubten, sich durch Denunziation Vorteile zu verschaffen. So meldete jemand diesen Vorfall, der Kamerad wurde in unserem Lager nie wieder gesehen.
Ob diejenigen, die so etwas machten, sich überhaupt Vorteile verschafften, stelle ich noch in Frage. Aber wir mussten mit solch elenden Kreaturen überall rechnen. Ich erinnere nur daran, das es immer hieß: „Der Russe liebt den Verrat und hasst den Verräter."

Es wurde immer kälter, es waren 56 Grad unter Null. Wer noch einigermaßen Verständnis für die Natur aufbrachte und sie wahrnahm, für den gab es am Himmel ein unvorstellbares Ereignis. Allen, die es erlebten, wird es wohl in Erinnerung bleiben.
Wir hatten schon oft erlebt, dass bei grimmiger Kälte die elektrischen Leitungen vibrierten und dreifach zu sehen waren. Doch heute zeigte sich am stahlblauen Himmel ein ganz anderes Bild. Bei strahlendem Sonnenschein wölbten sich zwei Regenbogen, einer von oben und einer von unten in den Himmel. Sie wurden immer stärker und mittendrin strahlten drei glühende Sonnen!
Es dauerte eine ganze Zeit, ehe langsam alles wieder zu verblassen begann. Sicher war eine Reflektion der Grund diese Ereignisses.
Ein Wunder der Natur, der starke Frost, der strahlende Sonnenschein am stahlblauen Himmel, sowie der leuchtend weiße Schnee hatten alles irgendwie verzaubert.

Hier in Prokopjewsk arbeitete ich in einer großen Fabrik, in der vieles hergestellt wurde. Es waren Schlosserei, Gießerei, Hochofen vorhanden - ein großes Kombinat. Ich war mit Schachtarbeiten und Drahtflechten zum Betonieren beschäftigt.
Eines Tages konnte nicht gearbeitet werden, weil ein fürchterliches Unwetter aufzog. Ich hatte mich in einer Ecke der Fabrik verkrochen. Ein dort liegendes Rad einer Lore brachte mich auf eine Idee und ich ließ meinem Talent freien Lauf. Mit weichgemachtem Lehm formte ich schnell eine Torte. Von Sägespänen, Steinkohlenstaub und einem zu Pulver verriebenen Ziegelstein formte ich eine Dekoration aus Rosen mit den dazugehörenden Blättern.
Natürlich blieb alles in einer Ecke stehen, als wir wieder zur Arbeit mussten. Einige Tage später stand sie dann in der Essenausgabe und wurde von denen bewundert, die noch Interesse an solchen Sachen hatten und noch nicht ganz abgestumpft waren. Ein Abteilungsleiter hatte die Torte entdeckt und mitgenommen. Danach stand sie in seinem Büro. Der Hersteller sollte sich bei ihm melden. Doch es waren leider einige Tage vergangen, bis ich es erfuhr. Zwischenzeitlich wurde ich zu einer anderen Arbeit eingeteilt und wir hatten

eine neue Geldquelle für uns entdeckt. Wir stellten Sturmklammern her und hatten uns richtig darauf spezialisiert. Absatz gab es dafür reißend bei den russischen Arbeitern, mit denen wir zusammen arbeiteten. Aus der Tischlerei besorgten wir uns die nötigen Holzleisten. Seitlich in eine Tischkante wurden ein paar Nägel geschlagen, über die wir Federn aus dünnem Stahldraht bogen. Ein paar Schnitzer machten eine Schablone und schon ging die Produktion los. 10 Stück auf ein Draht gezogen verkauften wir für 3 Rubel, eine halbe Tagesration an Brot.

Eine neuartige Arbeit mussten wir verrichten. Maschinen, die aus Deutschland stammten und wahrscheinlich zur Kriegsbeute gehörten, denn sie sahen aus, als ob sie schon jahrelang irgendwo im Freien gelagert wurden, soviel Rost hatten sie schon angesetzt, mussten auf vorgesehene Fundamente aufgesetzt werden.
Die Hallenwände waren ringsum schon hochgemauert. Nur das Dach war noch nicht vorhanden. Sicher war es eine russische Methode, Werkstätten so einzurichten. Wir konnten immer dazu lernen!
Wann und ob überhaupt auf die Halle ein Dach gekommen ist, haben wir nicht miterlebt.
Normaler Alltag war aber für uns auch, wie man mit verurteilten russischen Strafgefangenen umging. Wie Vieh wurden sie von der Wachmannschaft mit gezogener Pistole und Maschinenpistolen im Anschlag vorwärts getrieben.
Unterstützt wurden sie durch Hunde, die verdammt nah an die völlig wehrlosen Menschen herangelassen wurden. Es war ihre Aufgabe, eine Grube für ein Fundament auszuheben. Es muss schon ein großes und tiefes Loch gewesen sein, denn die ganze Gruppe verschwand darin wie in einem Schacht.
Die Posten standen am Rand, mit der MPI im Anschlag. Ohne Unterlass schrieen sie die in der Grube Arbeitenden an, schneller zu arbeiten. Den Ernst ihrer Worte unterstrichen sie, indem sie ihre Waffen gezielt auf sie richteten. Wozu sind Menschen eigentlich fähig?
Beim Anblick dieser Situation dachte ich: Sollte es einmal so kommen, hier freigelassen zu werden, müsste man sich doch um eine Frau mit Kuh bemühen, um der Not und dem Elend zu entgehen. Ich hatte begriffen, warum es eine Frau mit Kuh sein sollte.

Wegen einer starken Erkältung kam ich ins Lazarett. Es ging mir überhaupt nicht gut. Ich bekam schlecht Luft, mich plagte die Angst zu ersticken.
Es war eine Lungenentzündung. Dazu kam noch eine körperliche Stauchung, die ich mir bei dem Schleppen von Zementsäcken zugezogen, aber nicht so ernst genommen hatte. Ich muss wohl ein paar Wochen lang gelegen haben.
Da hieß es auf einmal: „ Es geht ein Transport."
Und so keimte erneut die Hoffnung, nach Hause zu kommen. Tatsächlich waren unsere Kameraden aus Anscherka alle dabei. Ich lag im Lazarett und sollte nicht

mit. Doch setzten sich einige für mich ein, auch unser Dr. Hugo Bettac. Er arbeitete im Lager, aber diesmal nicht als Arzt. So nahm man mich mit auf den Transport. Ich war den Kameraden unheimlich dankbar. Wer weiß, was sonst aus mir geworden wäre. In welchem Lager wäre ich gelandet?
Die Kameraden wickelten mich in einen Pelzmantel und transportierten mich mit dem LKW, der Materialien zum Bahnhof fuhr.
Der Transport ging ab, diesmal im Personenzug, ohne dass jemand wusste wohin.
Doch weit konnte die Reise nicht gehen, da die Vorbereitungen nicht so groß waren. Es kam auch so, wie wir es vermuteten. Nur ein paar hundert Kilometer, dann war die Fahrt wieder zu Ende. Wir waren in Stalinsk.

Lager Stalinsk

Im Lager angekommen, musste ich am nächsten Tag mit zur Arbeit, weil kein Kranker vorher angemeldet worden war. Es fiel mir unsagbar schwer, ich hatte keine Kraft. Am Abend ging ich zur Ambulanz und wurde noch ein paar Tage krankgeschrieben. Ich konnte mich nicht richtig erholen, aber es gab eine Freude für mich: Gotthard war wieder da!
Wir arbeiteten wieder zusammen, diesmal als Zimmerleute auf einer großen Baustelle. Es sollte ein Elektrizitätswerk werden. Große Turbinen wurden eingebaut. Wir waren eine Brigade von 4 Mann, Werner Lorenz (Awack der Boxer), Fritz Simonschek und mein Freund Gotthard. Auf der Baustelle gab es leider einen tödlichen Unfall. Es wurde ein Kamerad, Rolf Platzer, beim Ausschachten von herabfallenden Erdstücken erdrückt.
Unsere Aufgabe war es, hoch oben in den Hallen Gerüste für die Maler zu bauen. Auch wieder eine Gefahr bringende Arbeit wie alles, was wir bisher erlebt hatten, denn unter uns wurde gearbeitet. Wir waren Hochartisten ohne Netz. Mehr und mehr erholte ich mich wieder.
Artisten waren wir auch auf den sogenannten „Donnerbalken". Hier war ein Turm von menschlichem Abfall entstanden - wie eine Pyramide, zu deren Bau schon Höchstleistungen verlangt wurden. Wenn der Pilz durch und durch gefroren war, wurde er mit eine Schrotsäge abgesägt und in die Baugrube geworfen. Es war ein Akt höchster Kultur, von deren Art wir noch viele sehen sollten.
Hier im Lager erhielt ich Post von zu Hause. Es stand: „Lieber Herbert, vergib mir, ich habe mich verlobt. Annemarie." Diesen Augenblick empfand ich wie einen K.- o. - Schlag. Der Gedanke kam, hatte man uns wirklich schon abgeschrieben? Doch nach langer Überlegung siegte die Vernunft. Als wir uns kennen lernten, waren wir noch viel zu jung, um von der ewigen Liebe zu sprechen. Wusste ich überhaupt, auch wenn ich innerlich nie die Hoffnung aufgegeben hatte, ob ich einmal wieder zurück kommen würde?
Auf der nächsten Karte, die ich schreiben durfte, teilte ich meinen Eltern also mit, dass ich Annemarie nicht böse sei.
Wieder wurde ich von meinem Freund Gotthard getrennt. So wurde ein Kommando von uns in ein kleineres Lager am Stadtrand verlegt. Wir mussten in der Stadt im Tiefbau arbeiten.
Es war nur ein kleineres Lager und unsere Bewachung nahm es mit ihrer Aufgabe nicht so genau. Sollte es wieder eine Vorbereitung sein auf das Schlimmste, was uns passieren könnte, eine Freilassung in Sibirien?
Diese Angst im Hinterkopf ließ uns nie mehr los.

Günter Polster, den ich auch schon lange kannte, wurde mir nun ein guter Freund. Wir arbeiteten zusammen und teilten alles.

Es gab so gut wie keine Bewachung. Zwischenzeitlich sahen wir schon aus wie die Russen. Wir machten uns Holzbündel, die wir auf dem Weg zurück ins Lager in den Häusern gegen Brot und Kartoffeln eintauschten. Irgendwie musste man sich ein Zubrot verschaffen, um am Leben zu bleiben. Wir nannten diese neue Beschaffungsmaßnahme „Zumpeln". Vom Klopfen an den Türen tat uns der Finger weh. Also nahmen wir einen kleinen Stein dazu. Wir hatten bei unserem „Zumpeln" eigentlich immer Glück. Wurde uns eine Bewachung zugeteilt, konnten wir, wenn er meinte, dass wir gut arbeiten und unsere Norm erfüllen, schon während der Arbeitszeit losgehen. Der Posten bekam seinen Teil davon ab, er hatte doch auch Hunger und dann ging alles klar. Günter hatte sich auf das „Zumpeln" schon spezialisiert und hatte manches Erlebnis, was wir hinterher immer auswerteten.

Eines Tages sah ich an einer Wandtafel eine Abbildung eines mir sehr bekannten Hauses. Es war das Hotel „Stubenberg" aus meinem Heimatort Gernrode. Es war in einer Zeitung mit dem Untertext „Prominenten - Hotel in Ostdeutschland wurde Heim für Arbeiter" abgebildet.
Ich bekam ein seltsames Gefühl im Bauch! Hier hatte ich als Junge immer Waren hinbringen müssen. Nun sah ich in einer Entfernung von Tausenden von Kilometern in einer russischen Zeitung dieses Haus aus meiner Heimat!

Überall in der Stadt waren große Tafeln aufgestellt, auf denen man die Planerfüllung der einzelnen Betriebe ablesen konnte. Die Tafeln wurden von vorn immer schön gestrichen. Nach hinten durfte man nie schauen. Sie waren ganz einfach mit Balken gestützt, einfach, wie es das ganze Russland war, zum Umfallen.
Die Menschen waren nicht schlecht, sie waren alle sehr arm. So beurteilten wir sie jedenfalls nach unseren Erfahrungen von zu Hause.
Sie hatten eine andere Mentalität und waren im Denken ganz anders als wir.
Wir befanden uns ja auch in einem anderen Erdteil, wir waren in Asien.
Mal waren sie gutmütig und teilten alles mit uns, dann waren sie wieder böse und unberechenbar. Wie gesagt, sie waren so ganz anders. Das konnte man aber nur beurteilen, wenn man schon lange, wie wir, mit ihnen zusammen war.
Ein Sprichwort brachte es passend zum Ausdruck:
„Ein Russe trinkt mit dir, er bringt dich um, er beerdigt dich, er stellt sich auf dein Grab und weint."

Wieder einmal wurde überall von unserer Heimkehr gesprochen. Auf der Baustelle, die Russen, überall sagte man uns: „ Kamerad, skoro domoj".
Doch keiner von uns wollte mehr daran glauben, zu oft hatte man uns der Gleichen vorgemacht. Wenn wir nach getaner Arbeit zum Lager zurückgingen, sprachen wir mehrfach davon, wie es wohl sein würde, wenn wir hier eines

Tages freigelassen werden würden. Es waren immer furchtbare Gedanken, die uns da begleiteten.
Oft sahen wir der „Grünen Minna“ nach, die durch die Stadt fuhr und Gefangene transportierte. Dieses Auto wurde von den Russen „Schwarzer Rabe“ genannt. Bloß nicht einmal mit ihm transportiert werden, das wäre sicher für uns das Ende.
Doch tatsächlich war es wieder einmal so weit, die Hoffnung keimte. Es war März 1950, wir wurden ins Hauptlager gebracht und auf die Heimreise vorbereitet.
Wir wurden wieder eingekleidet, gefilzt und dann zogen wir zum Bahnhof, aber nicht zum Hauptbahnhof, sonder in einen anderen kleinen Ort.
Es war ein ziemlich langer Weg. Es war Sonntag früh, als wir durch die Stadt zogen mit dem Lied: „Fern zur Heimat geht mein heißes Sehnen, fern zur Heimat, möchte ich wieder hin.“ Die Leute schauten aus den Fenstern und sie winkten uns zu. Wir gehörten wahrscheinlich schon zu ihrem Leben.
Es wurde eine lange Reise! Die Waggons waren nicht mehr verschlossen. So kamen wir nach vielen Tagen in Moskau an. Wir mussten alle zur Entlausung, bevor es nach Brest - Litowsk weiter ging.

Lager Brest - Litowsk

In Brest - Litowsk war die begonnene große Reise wieder einmal zu Ende.
Wir mussten aussteigen und standen einige Zeit zwischen den Bahngleisen.
Es herrschten schon etwas andere Verhältnisse wie in Sibirien.
Lange debattierten die russischen Offiziere. Sie wussten nicht, was mit uns geschehen sollte. Aber schließlich wurden wir dem Alphabet nach in zwei Lager aufgeteilt. Der erste Teil ging in das Lager Moskauer Straße, der andere Teil ins Hauptlager.
Später stellte sich heraus, dass alle Anfangsbuchstaben mit „S" in das Hauptlager gekommen waren, was noch schlimme Folgen nach sich ziehen sollte.
Wir ahnten Furchtbares! Alle anderen Transporte waren auf dem Bahnhof umgeladen worden und konnten weiter fahren. Wir saßen tagelang herum und schlugen die Zeit mit allem Möglichen tot.
Man bewachte uns wieder. Laufend kamen Nachrichten durch, dass Transporte mit Kriegsgefangenen über diesen Bahnhof nach Deutschland fahren. Ich war im Lager Moskauer Straße. Leider hatte ich keine Nachricht von Gotthard, er musste der Information nach im Hauptlager sein.
Nach einigen Tagen wurde ich allein ins Hauptlager gebracht. Was hatte ich nun wieder zu erwarten, was lag gegen mich vor? Sofort erfassten mich Unruhe und Beklemmung. Doch mich erwartete erst einmal etwas Gutes. Ich traf wieder mit meinen Freund Gotthard zusammen, denn sein Familienname fing ja mit „S" (Springer) an. Beide wurden wir in die Lagerbäckerei geholt. Wieso und warum, davon hatten wir beide keine Ahnung. Hier war auch Alfred Arndt, der den Chef machte. Wir waren vier Bäcker, die bereits in Mühlberg in der Bäckerei zusammen gearbeitet hatten. Welche Zusammenhänge dabei bestanden, wusste von uns keiner. Den ganzen Tag mussten wir Brot backen. Eine Knetmaschine war alles, was uns zur Verfügung stand. Ich denke, dass die Bäckerei von Gefangenen gebaut wurde. Man sah es an den Wasserleitungen, die möglicherweise einmal meterweise ins Lager geschmuggelt wurden, wie manch anderes Stück auch. Das Brot, welches wir backten, ging zum Großteil auf den Bahnhof zur Versorgung der Heimkehrertransporte. Eine Woche später kamen noch mehrere Handwerker aus dem Lager Moskauer Straße: Schlosser, Autofahrer, Köche, Tischler, Kutscher, Friseure usw.
Am Brotbacken merkten wir, dass nur noch wenige Transporte abgingen. Die Stimmung war bei allen wieder auf einem Nullpunkt. Dann eines Tages Aufregung im Lager. Die Kameraden aus dem Lager Moskauer Straße zogen winkend am Zaun vorbei, Richtung Bahnhof mit lauten Rufen: „Wir fahren nach Hause, sicher kommt ihr auch in den nächsten Tagen nach."
Welche Hoffnung tat sich erneut auf!

Immer auf den großen Moment wartend, geschah nichts. Nachfragen bei der russischen Verwaltung brachten auch keine Aufklärung. Doch wie sooft wurden wir wieder einmal betrogen und leider war ich wieder dabei!
Jeder fragte sich warum?
Viele Nachrichten erhielten meine Eltern in diesen Tagen von den heimgekehrten Kameraden. Alle machten ihnen Hoffnung, dass wir in den nächsten Tagen auch nach Hause kommen würden. Doch auch ihre Hoffnung war vergebens und wurde auf eine harte Probe gestellt.
Das Rote Kreuz und alle Gefangenensuchstellen in Westdeutschland wurden von unserem Verbleib in Russland von den Heimkehrern unterrichtet
Dafür waren wir sehr dankbar, als wir nach unserer Heimkehr später davon erfuhren.

Es kamen immer noch vereinzelte Gefangene von überall her.
An einen erinnere ich mich noch genau, wir waren auch später noch zusammen, Ludwig Meier. Er hatte es verstanden, sich in einem kleinen Dorf in Litauen als Handwerker zu verstecken. Die Einwohner hatten ihn auch nicht verraten. Es muss nach seinem Reden ein ganz kleiner Ort gewesen sein. Er kam mit völlig zerrissenen Sachen und kaputten Schuhen, sowie einem langen Bart. Er hatte gar nicht gewusst, dass der Krieg schon lange aus war. Der Ortsälteste hatte ihm gesagt, dass die letzten Deutschen nach Hause fahren und deshalb hatte er sich bei der Behörde gemeldet.

Auf einmal mussten wir wieder mehr Brot backen. Im Lager der Moskauer Straße war ein Transport Frauen aus dem Ural angekommen, auch Kinder waren dabei. Die Männer hatte man gleich zu uns gebracht. So erfuhren wir, wer die Frauen waren. Sie waren zum größten Teil von den Flüchtlingstrecks 1945 weggefangen worden und hatten in den Jahren viel durchgemacht. Glaubten wir immer, dass unser Weg furchtbar war, so war ihrer doch auf Grund der Tatsache, dass sie Frauen waren, noch viel grausamer. Nach einigen Tagen wurden sie in unser Lager verlegt.
Es entstanden Bekanntschaften und Freundschaften. Einige haben später zu Hause geheiratet. Auch ich fand unter ihnen eine kleine Freundin, Anneliese Lehrke, sie war ein lieber, netter Kerl. Sie hatte keine Nachricht, ob von ihrer Familie noch jemand am Leben war.
Wie das so ist, wenn man mit Frauen zusammen ist, wurde auch gelacht und mancher Spaß gemacht. Wir hatten uns ja schon alle akklimatisiert und an das Lagerleben gewöhnt. Es entstand zwischen Anneliese und mir ein gutes, kameradschaftliches Verhältnis. Wir haben uns oft darüber unterhalten wo sie hin geht, wenn sie einmal entlassen wird.
Ich wollte sie mitnehmen. Was machte man so alles für Zukunftspläne?

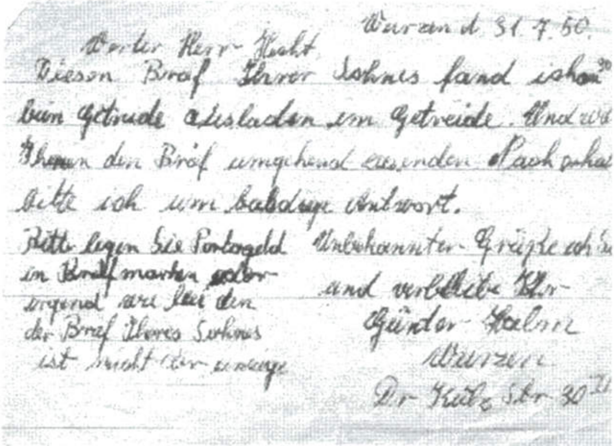
Keiner wusste was uns einmal in Deutschland erwartete. Was hatte sich in den Jahren entwickelt, gab es noch zwei Zonen? Wir hatten es ja noch mitbekommen wie sich alles gestaltete, doch die Frauen wussten nicht so richtig davon. Sie waren schon einige Zeit vor uns in die Hände der Russen gefallen.

Die Frauen mussten auf dem Bau als Maurer und Betonmischer hart arbeiten.
Ihre Finger waren von Zement und Sand durchgerieben. Zum Schutz bewickelten sie die Finger mit Stoffresten.
Kann sich das überhaupt noch jemand vorstellen?
Die Arbeit in der Bäckerei wurde immer weniger. Es gingen auch keine Transporte mehr ab.
Nachts konnten wir deutsche Nachrichten hören. Unser Elektriker hatte mitbekommen, dass das Radio auf der Wache deutsche Musik brachte.
So haben wir dem diensthabenden Offizier eine Schachtel Zigaretten zugesteckt und die Frequenz darauf geschrieben, die er uns dafür in der Nacht einstellen sollte. Da wir alle Lautsprecher hatten, konnten wir somit deutsche Nachrichten empfangen. Es war aber nur nachts möglich und durfte von ranghöheren Offizieren nicht bemerkt werden.
So erfuhren wir auch, dass die Rückführung der Gefangenen abgeschlossen war. Wir fragten uns, was wird nun mit uns?
Gotthard und ich hatten bei unserem russischen Oberleutnant, der für die Bäckerei und die Versorgung zuständig war, ein Stein im Brett. So mussten wir immer mit zum Einkaufen zur Kolchose, Kartoffeln holen usw.
Wir waren ein gutes Gespann und verstanden uns hervorragend im Organisieren. Im Laufe der Jahre waren wir mit allen Wassern gewaschen. Wir waren manchmal tagelang unterwegs. Die Gegend ähnelte schon mehr der deutschen. Unser Oberleutnant merkte, dass er mit uns sozusagen Pferde stehlen konnte. Es entstand so eine Feind- / Freundschaft. Seine Frau war Apothekerin in der Apotheke in Brest - Litowsk. Er teilte mit uns alles, wenn wir unterwegs waren. Wir verkauften auf dem Basar Kartoffeln und machten mit ihm alles mit. Somit waren wir auch in der Lage, manches zu besorgen, was im Lager dringend gebraucht wurde.
Oft beschafften wir über seine Frau, natürlich gegen Bezahlung, Medikamente. Durch unsere illegalen Geschäfte hatten wir auch immer Rubel dafür. Nie war ich ein Freund des Alkohols. Wenn die Möglichkeit es zuließ, haben wir auch mal einen getrunken. Aber ich hatte daran keine richtige Freude. Unser Oberleutnant sagte immer: „Bäcker, du nicht trinken, dann du bald kaputt!“ Zum Glück behielt er nicht recht.
Unser Oberleutnant trank öfter mal einen über den Durst. Wir nahmen ihn dann mit zu uns ins Lager, aber das durfte niemand merken.

Wie gesagt, hatten wir auch Kinder im Lager. Wenn sie uns entdeckten, liefen sie alle hinter uns her und wollten ein Stück Brot. Dies bekamen sie auch immer. Keiner hatte etwas dagegen. Sie mussten sich dafür in einer Reihe anstellen, bekamen ein Stück Brot und einen Becher Quast. Quast ist ein russisches Nationalgetränk aus Sauerteig und Brot, es wurde für die Offiziere hergestellt. Manchmal waren die letzten Kinder gerade um die Ecke, als sich die ersten wieder anstellten.
Kinder wurden im Lager auch geboren. Einmal war ich unfreiwillig, damals noch sehr jung, Geburtshelfer. Unser Doktor war ebenfalls noch sehr jung an Jahren. Heute denke ich, es kann auch seine erste praktische Geburtshilfe gewesen sein. Jedenfalls schwor ich mir nach dieser Traktur, nie ein Kind in die Welt zu setzen. Ich war fix und fertig.

Einmal mussten wir vom Bahnhof Mehl holen. Dort trafen wir deutsche Eisenbahner. Wir unterhielten uns lange mit ihnen. Sie konnten es gar nicht glauben, dass wir so jung und schon solange in Russland waren. Sie berichteten von zu Haus, von Deutschland, was alles im Laufe der Jahre passiert war. Wir merkten, sie hatten vor irgend etwas Angst. Sie waren auch nicht bereit, eine Nachricht nach Deutschland mitzunehmen.
Den Grund hierfür hatten wir bald heraus. In jedem Zug saß ein Aufpasser (wie ich später erfuhr Parteisekretär) und vor dem hatten alle Angst. Doch kamen wir auch mit ihm ins Gespräch. Selbst er konnte nicht verstehen, warum wir noch in Russland waren und glaubte, wir waren Verurteilte. Er erkundigte sich nach unseren Namen und wo wir zu Hause waren. Als ich sagte, dass ich aus Gernrode stammte, erzählte er, dass seine Mutter in Gernrode wohnt. Im Laufe des Gespräches stellte sich heraus, dass ich als Junge früh am Morgen auch an ihre Tür die Brötchen gehängt hatte. Es war Frau Eichsfeld aus der Neuen Straße. Ich bat ihn dann einfach, er möchte doch ein paar Grüße zu Hause bestellen. Wie ich später erfuhr, hat er es auch getan. Aber unsere beabsichtigte Nachrichten-Übermittlung erledigten wir auf eine andere Art und Weise.

Wie schon gesagt, hatten wir in der Bäckerei nicht mehr allzuviel zu tun. Darum mussten wir auch hin und wieder Getreide für Deutschland verladen. Wir legten in eine Ecke des Waggons unsere Briefe, oben drauf einen Stein, dann schippten wir das Getreide darüber.
Heute noch habe ich einen Brief, der auf diese Weise zu meinen Eltern gelangte. Auf diesem Wege schickten wir auch Briefe an die Adresse der westdeutschen Regierung mit Nachrichten über unseren Verbleib und unsere Verstorbenen.

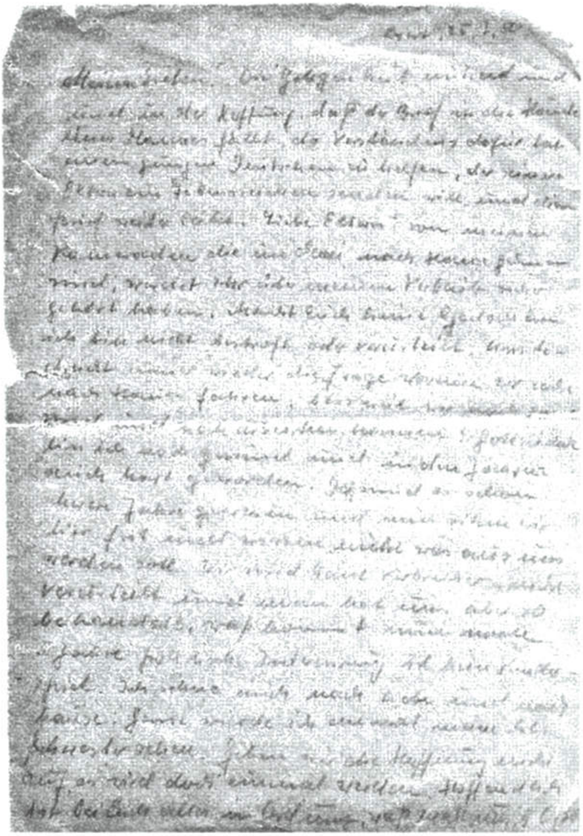

Wurzen d. 31.7.50.

Werter Herr Hecht

Diesen Brief Ihres Sohnes fand ich[30] beim Getreide ausladen im Getreide. Und will Ihnen den Brief umgehend zusenden. Nachsehend bitte ich um baldige Antwort.

Bitte legen Sie Portogeld in Briefmarken oder irgend wie bei den der Brief Ihres Sohnes ist nicht der einzige

Unbekannter Grüße ich Sie und verbleibe Ihr Günter Halner Wurzen Dr Kurz Str 30 II



So kam es, wie es kommen musste. Die offiziellen Anfragen blieben nicht aus. Aber auch nicht die Reaktion!
Es ging wieder ostwärts! Damit waren auch die Pläne zwischen Anneliese und mir geplatzt und es hieß Abschied nehmen. Würden wir uns einmal wiedersehen?
Einige Handwerker blieben mit den Frauen und den Kindern in Brest - Litowsk zurück.
Unser Oberleutnant wollte Gotthard und mich unbedingt im Lager behalten, denn wir waren doch gute, brauchbare Freunde geworden. Aber es half nichts, wir mussten wieder mit zurück.

Wieder schloss ein Kapitel unserer Jugendzeit. Wieder ging es einer Ungewissheit entgegen. Wir waren nun schon 22 Jahre alt und davon fast ein Viertel in Gefangenschaft. Wo brachte man uns nun wieder hin?

Lager Minsk

Im Lager Minsk angekommen, waren wir politisch Internierte wieder mit allerlei Gefangenen zusammen, Strafgefangene, Kriegsgefangene, Verurteilte. Es waren Diplomaten, Rumänien-Deutsche, Jugoslawien-Deutsche mit Kindern und auch Juden und Polen dabei.

Wir arbeiteten erst auf dem Bau mitten im Walde. Es sollte eine Kugellagerfabrik werden. Wieder war ich mit Gotthard als Zimmermann beschäftigt. Wir bauten Gerüste und machten Einschalungen zum Betonieren. Später waren wir dann in der Stadt, im Ministerium und bauten Gefängniszellen aus. Wir reparierten Türschlosser und mussten alle sonst anfallenden Arbeiten ausführen. Die Bewachung war wieder sehr streng geworden. Die Soldaten waren sehr jung, hatten mehr Angst als wir. Sie liefen mit aufgepflanzten Gewehren im Anschlag dicht neben uns.
Wir waren nun schon alte Hasen, die so schnell keine Angst mehr hatten. Wollten wir sie erschrecken, sind wir kurz auf sie zugegangen. Dann standen sie immer starr vor Angst und zitterten förmlich. Sie hatten mehr Hunger als wir und stets ihren Löffel in den Gamaschen. Wenn wir fertig waren mit Essen, passten sie auf, um die Kübel auskratzen zu können. Unsere Sieger taten uns schon Leid.
Alle paar Wochen kamen neue Wachmannschaften, weil wir uns meistens mit ihnen sehr schnell vertrugen und das durfte doch nicht sein. Es waren Armenier und noch halbe Kinder, so wie wir es waren, als man uns verhaftete. Wir merkten, die Jungen hatten sehr viel Heimweh.

Manche Dinge hat man nicht mehr in allen Zusammenhängen in Erinnerung.
So weiß ich heute nicht mehr genau, wie die Familie aus dem diplomatischen Dienst hieß - Notmann - oder so ähnlich. Sie hatten 2 Kinder.
Wir sahen, als wir ins Lager zurückfuhren, dass der Vater auf einem LKW, von 2 Posten bewacht, an uns vorbeifuhr. Er wollte uns noch etwas zurufen, doch man hatte ihm sofort den Mund zugehalten. Er wurde nirgends wiedergesehen.
Ebenso erinnere ich mich noch an die jüdische Familie Mannheimer.
Er war ein älterer, freundlicher Mann mit einem grauen Bart. Seine Frau war eine große, stattliche Person. Sie war einige Jahre jünger als ihr Mann. Die Tochter war mit im Lager. Von ihnen habe ich auch nie wieder gehört. Wir haben abends oft zusammen gesessen, weil wir gemeinsam in einer Baracke untergebracht waren. Herr Mannheimer war sehr wissbegierig bezüglich meines Lebenslaufes. Erst viel später konnte ich die Fragen des älteren Mannes verstehen. Ich hatte damals das Gefühl, er sah in mir so eine Art jugendlichen Schutz in den Wirren des für ihn auch nicht einfachen Lagerlebens.
Es waren auch zwei Familien mit kleinen Kindern im Lager, Rumänien- und

Jugoslawien-Deutsche. Ich kann mich nur noch an die Vornamen des einen Paares erinnern. Sie war eine kleine Frau „Resi“ und er war Hans. Oft spielten wir mit den Kindern und hatten einen guten Kontakt zueinander.
Bei einem viel späteren Besuch (nach meiner Heimkehr) einer Tante in Westberlin sah ich ihre Fotos in der Zeitung mit dem Untertext: „Sie kannten keine Bananen.“

Alle in Brest - Litowsk zurückgelassenen Kameraden, bis auf den Elektriker und unseren Kollegen Alfred, kamen eines Tages zu uns ins Lager nach Minsk. Es gab viel zu berichten.

Ein Kumpel, der im Büro saubermachen musste, fand unsere Postkarten, die nicht abgeschickt wurden waren. Es gab einen Tumult im Lager und keiner wollte mehr arbeiten gehen. Das erklärte auch, dass wir schon lange keine Nachricht mehr von zu Hause erhalten hatten.
Es gab eine Versammlung, wir erhielten wieder Karten und konnten nach Hause schreiben. Sicher war es auch nur eine Finte.

Im Lager Minsk merkten wir, dass der Zaun elektrisch geladen war. Wir warfen abends mit Steinen an den Zaun und sahen dann die Funken sprühen.
Plötzlich musste das Lager Minsk geräumt werden.
So wurden wir eines Tages auf den Sportplatz getrieben und das große Filzen begann. Irgendetwas hatte sich wohl verzögert, denn wir sollten auf dem Sportplatz übernachten. Das wäre auch gegangen, doch es fing an zu regnen und wir wollten in die leerstehenden Baracken zurück. Dies sollte jedoch mit aufgepflanzten Seitengewehren verhindert werden. Da uns nichts mehr, aber auch gar nichts mehr erschüttern konnte, knöpften wir die Hemden auf und forderten die Soldaten auf zu schießen. So drückten wir die Bewachung zurück und gingen in die Baracken, um im Trockenen schlafen zu können.
Mein älterer Freund Herr Mannheimer, der im Lager einen Hund besaß, sagte mir auf dem Sportplatz: „Töte ihn, ich kann es nicht. Wir dürfen ihn nicht mitnehmen und er würde doch elendig kaputtgehen.“ Ich erfüllte ihm den Wunsch. Es tat mir so leid, aber es war das Beste für ihn.

Morgens ging es unter strenger Bewachung, auch mit Hunden, zum Bahnhof.
Ging es jetzt wieder ganz zurück nach Sibirien?
Doch unsere Lagererfahrung sagte uns, dass dafür nicht genügend Vorbereitungen getroffen worden waren. Langsam überkam uns das Gefühl, dass man uns suchte und wir deshalb immer verschwinden mussten.
Stark bewacht, wie schon seit einiger Zeit nicht mehr, wurden wir in Viehwaggons verladen und wieder fuhr der Zug mit unbekanntem Ziel ab.
„Doswidanja“, geliebte Freiheit. Was hält ein Mensch alles aus?

Ausgeladen inmitten riesiger Sonnenblumenfelder

Nachdem wir von Minsk einige Tage unterwegs waren, hielt der Zug in einer kleinen Ortschaft. Sie war umgeben von riesigen Sonnenblumen- und Wassermelonenfeldern. Letztere hatten wir bis dahin noch gar nicht gekannt. Wir mussten uns im Süden befinden, das wurde uns an Hand der Temperaturen klar. Ein langer Marsch unter strenger Bewachung begann.
Unsere Wachmannschaft war neu und wir merkten, dass sie wieder Angst vor uns hatte. Sicher hatte man auch ihnen gesagt, dass wir schwere Verbrecher seien.
Es ging durch russische Dörfer und große Sonnenblumenfelder. Fürchterliche Hitze und viel Staub waren eine Marter. Frauen in den Dörfern wollten uns etwas zu trinken geben, doch man erlaubte es nicht. Die Posten schlugen ihnen die Wasserschüsseln aus der Hand. Die Frauen schimpften tüchtig mit den Soldaten, aber es half nichts.
Schließlich erreichten wir die Ortschaft Stalino und wurden bewacht wie Strafgefangene.
Endlich vor dem Lager angekommen, begann die übliche Zählerei, die immer dauerte und sich mehrfach wiederholte. Danach wurden erst die Postentürme besetzt und das Lagertor geöffnet. Alle stürzten sich auf den im Lager befindlichen Brunnen, um den Durst zu stillen. Doch das Wasser war alles andere als ein Genuss, es war sehr eisenhaltig. Wir mussten wieder antreten und wurden nun in die Unterkünfte verwiesen.
Das Wasser in diesem Lager war so hart, dass es beim Waschen und Rasieren trotz Seife nicht schäumte.
Nun mussten wir an einer Schule bauen. Gotthard und ich schafften erneut als Zimmerleute, bekamen noch einen unserer Leidensgenossen zugeteilt. Auch er war von Beruf Bäcker, August Hartmann. Es war wichtig, ein Spezialist zu sein.
Im Leben gibt es eigenartige Zufälle. Ohne nach unserer späteren Entlassung von einander gehört zu haben, trafen wir uns Jahre später auf der Meisterschule des Bäckerhandwerks in Helmsdorf wieder.

Wir bauten Gerüste, deckten Dächer und machten Formen zum Gießen von Betonteilen und alles, was so anfiel. Mussten wir einmal Material holen, hatten wir uns auf dem LKW auf den Boden zu setzen, die Beine auseinander zu strecken und dem Vordermann die Hände auf die Schultern zu legen. Man behandelte uns wirklich wie Verbrecher.
Eines Tages wurden wir Zeuge eines fürchterlichen Unfalls.
Ein Wachposten auf dem Turm konnte in die Latrine sehen, wo einer seiner Kameraden seine Notdurft verrichtete. Ich saß auf der anderen Seite der Latrine und konnte hören, wie sich die beiden unterhielten. Sie stänkerten sich im Spaß untereinander an - so ungefähr: „Beeile dich, sonst brenn ich dir eins über."

„Du traust dich nicht." Der Posten auf dem Turm legte dabei den Karabiner an. Plötzlich löste sich ein Schuss.
Ich sprang sofort auf. Etwas Furchtbares musste passiert sein. Ich sah den Posten auf dem Boden liegen und rief zum Turm hinauf: „Was hast du getan?" Es kamen sofort mehrere Gefangene angelaufen, die den Schuss gehört hatten. Der Posten auf dem Turm schrie: „Ist er tot?" Wir konnten es nur bestätigen. Er lud seinen Karabiner durch! Wir warfen uns sofort hinter einen Berg von Steinen - man wusste doch nicht, was er vor hatte. Dann fiel ein zweiter Schuss! Er hatte seinen Stiefel ausgezogen, seinen Karabiner durchgeladen, unter das Kinn gesetzt und noch bevor die angelaufenen Sergeanten auf dem Turm waren, drückte er mit dem Zeh ab. Der Schuss zerfetzt ihm den ganzen Kopf.
Es war ein fürchterliches Ereignis und noch lange Gesprächsstoff.

Im Lager waren auch Ukrainer. Wir verstanden uns gut mit ihnen. Abends sangen sie und das ganze Lager hörte zu. Es waren sehr schwermütige Melodien, so wie sie in ganz Russland gesungen wurden. In ihren Melodien spiegeln sich seit Menschengedenken die erduldete Knechtschaft, Verbannung, sowie Armut wieder. Die Weisen hörten sich wunderbar an. Man fragte sich, unter welchen Bedingungen wurden sie wohl einmal komponiert und niedergeschrieben?

Lange bekamen wir keine Post von zu Haus und ebenso lange konnten wir nicht schreiben, deshalb kam wieder das Gefühl auf, dass man uns irgendwie versteckte. Bekräftigt wurde doch dieser Gedanke durch die laufenden Verlegungen. Und so kam es auch, dass wir nicht lange in Stalino blieben.
Die Reise ging weiter nach Kiew.

Lager Kiew

Im Lager Kiew waren viele Nationen vertreten, ehemalige Fremdenlegionäre, die auf deutscher Seite gekämpft hatten und Rotspanier, die seit 1936 festgehalten wurden. Daran konnte man sehen, was in Russland alles möglich war, wovon die Welt nichts wusste.
Es war ein wilder Haufen, der im Lager im Laufe von Jahren geformt und zu allem fähig geworden war. In einem großen Saal erhielten wir Unterkunft.
Man bot uns drei Etagen von Pritschen an. Durch das viele Rauchen konnte man die Luft förmlich mit dem Messer schneiden.
Die ganze Nacht hindurch wurden Karten gespielt: 17 und 4! Es war strengstens verboten. Man spielte um gefährliche Einsätze bis hin zum Mord, zu dem die hier Spielenden absolut fähig gewesen wären.
Mit den primitivsten Mitteln wurde tätowiert. Es gehörte nicht viel dazu - ein paar Nadeln, die mit einem Talglicht abgebrannt wurden und ein Gummiabsatz für die Farbe. Hinterher sah mancher aus, als hätte er eine Ladung Schrot abbekommen.
Vom Hauptlager aus kam der größte Teil unseres Transportes in ein Lager mitten im Walde. Es war ein kleineres Lager mit drei Baracken, einer Küche und einer Materialbaracke. Weit weg von allem, man hätte uns da wahrscheinlich nie gefunden. Hier entstand ein großes Gebäude am Dnjepr.
Unter uns waren kaum ausgebildete Fachleute, doch im Laufe der Jahre waren wir alle „Spezialisten" geworden. Wir mauerten und zimmerten, betonierten, kutschierten mit Pferden und machten alles, was anfiel. Unser Körper hatte sich an die Verpflegung gewöhnt, akklimatisiert. Wir sind alles geworden und haben alles gemacht. Wir haben gestohlen und geschummelt. Um des Selbsterhaltungswillens ging es gar nicht anders. Aber richtige Russen sind wir doch nicht geworden!
Wir waren inzwischen alle sehr deprimiert und abgestumpft. Immer mehr und immer öfter wurden wir vom sogenannten Lagerkoller erfasst.
Lagerkoller bekam man, wenn die Nerven nicht mehr mitspielten und man mit sich und seiner Lage nicht mehr klar kam. Möglicherweise lag die Ursache auch im langen Lagerleben, es kam wie eine Migräne. Keiner wurde davon verschont.
Wir hatten wieder lange keine Post erhalten und die Ausweglosigkeit unserer Lage wurde uns erneut bewusst. Wieder war es Winter geworden. Weihnachten nahte und die Gedanken gingen nach Haus. Kannten sie uns zu Hause überhaupt noch? Heiligabend stellten wir uns einen Weihnachtsbaum in die Baracke und sangen, jeder für sich in Gedanken versunken, Weihnachtslieder. Ein russischer Elektriker brachte uns heimlich selbstgebrannten Schnaps mit, den wir ins Lager schmuggelten. Wir wollten Silvester mal einen trinken, das taten wir dann auch. Wir bereiteten Glühwein und haben uns richtig einen genehmigt.

Dies hatte natürlich auch Auswirkungen. Wir hatten uns nicht mehr unter Kontrolle und zogen lärmend am Lagerzaun entlang. Daraufhin wurden die Posten verstärkt. Mein Freund Gotthard bekam fast eine Alkoholvergiftung.
Am nächsten Morgen hatten wir alle einen dicken Schädel und keiner von uns konnte sich so richtig an alles erinnern. Erinnern konnte sich aber unser wachhabender Offizier. Es gab fürchterlichen Krach, man drohte uns mit Sanktionen.

Das Jahr 1952 hatte begonnen. Wir wollten nicht mehr!
Eines Abends kam die Parole auf: „Morgen gehen wir nicht zur Arbeit." Wie gesagt, so getan. Am nächsten Morgen ging keiner zum Tor. Dann kam die Wachmannschaft und trieb uns alle vor. Die kleinen Soldaten hatten furchtbare Angst, wir kannten uns ja alle. Sie waren Grusinier, alles schlanke, große Kerle, auch mit Glatze. Sie waren dunklere Typen, standen immer auf den Wachtürmen und sangen in einer sehr hohen Tonlage ihre schwermütigen und sehnsüchtigen Lieder. Man merkte ihnen an, dass sie viel Heimweh hatten. Sie mussten uns nun mit Gewalt ans Lagertor treiben. Es wurde von Seiten der Offiziere mächtig auf uns eingeredet, vernünftig zu sein und zur Arbeit zu gehen. Es hätte doch alles keinen Zweck, man würde uns doch nur noch mehr bestrafen.
Wir fragten: „ Kann man das überhaupt noch?"
Die Offiziere hatten auch Angst, denn sie mussten Meldung machen und das war in diesem Fall für sie auch nicht angenehm. Doch sie kamen nicht darum herum.
Mittags war ein Stab von Offizieren im Lager. Wir mussten alle wieder zum Lagertor und die Überredungsversuche begannen von vorn.
Als alles nichts half, uns zum Einleiten zu bringen, ging man anders vor.
„Du Arbeiten? Wenn nein, du 25 Jahre! Auf diese Seite!"
So ging es, bis wir wieder alle auf einer Seite standen. Niemand hatte sich davon abschrecken lassen. Dann kamen die ewigen Versprechungen: „Ihr bald nach Haus, ihr schreiben nach Haus, ihr besser Essen." Das alles hatten wir ja nun schon zur Genüge gehört. Plötzlich brachte ein Offizier Postkarten und verteilte sie. Wir durften wieder schreiben und gingen am nächsten Tag arbeiten. Am folgenden Sonntag hatten wir für den ausgefallen Tag zu arbeiten.
Es war der 6. März, der Geburtstag meiner kleinen Schwester.
Die ganze Nacht hatte es geschneit. Es war ca. 1 Meter Schnee gefallen, die Türen waren nicht aufzumachen und aus dem Fenster konnten wir kaum hinaussehen. Wir versuchten uns erst einmal zu befreien und schaufelten uns von einer Baracke zur anderen durch.
Es war eine Katastrophe.
Da unser Lager mitten im Walde lag, waren wir von allem abgeschnitten. Jeder musste Schnee schaufeln, um unser Lager wieder einigermaßen

funktionstüchtig zu machen. Dann wurden Kommandos zusammengestellt, die sich zu den nächstliegenden Dörfern durchzuschlagen hatten. Es gelang nur mühsam. Die Leute saßen genauso fest wie wir und es gab keine Möglichkeit, irgendwohin Verbindung aufzunehmen. Die elektrischen Leitungen waren zusammengebrochen, Telefonverbindung gab es auch nicht.
Einen derartigen Winter hatten sie dort auch noch nicht erlebt. Einem Kommando gelang es, sich zur Hauptstraße durchzuschlagen, doch war von keiner Seite zu sehen, dass wir mit Hilfe rechnen konnten. Nachts näherten sich die Wölfe unserem Lager bis auf 50 Meter. Das Heulen war furchterregend. Von den Dörfern, zu denen wir Verbindung hergestellt hatten, kamen die Menschen und holten sich Lebensmittel. Es war für die Einheimischen auch eine Katastrophe. Nach einigen Tagen hellte sich das Wetter auf und es gab herrlichern Sonnenschein. Es war kaum möglich, in den Schnee zu sehen, so blendete dieser. Der Schnee schmolz und wurde schnell von Luft und Sonne aufgefressen. Die Straßen wurden geräumt und das Leben normalisierte sich wieder.
Ein Russe, der auf der Baustelle als Elektriker arbeitete - unser Schnapslieferant vom Jahreswechsel - erzählte uns, dass er zwei Wölfe geschossen hatte und von der Kolchose einige Zentner Getreide dafür bekommen hatte.

Es wurde schönes Wetter, wir arbeiteten bald mit freiem Oberkörper und wurden braun. Das Hemd musste man schon immer sehr früh ausziehen, damit sich der Körper an die Sonnenstrahlen gewöhnte, um später keinen Sonnenbrand zu bekommen.
Eine Gruppe hoher Offiziere wurde angekündigt. Wenn so etwas geschah, gab es gutes Essen und wir sollten immer besonders gut arbeiten, doch das machten wir schon lange nicht mehr. Den einzigen Vorteil haben wir aber ausgenutzt, das bessere Essen. Wir machten gerade Pause als die Herren kamen und anfingen, mit uns zu reden. Sie fragten nach unserem Befinden, wie das so immer üblich war. Wir antworteten, dass es uns ganz schlecht ginge, dass wir nun schon so lange in Russland seien und man könne uns doch endlich sagen, ob wir jemals wieder nach Hause kommen. Man sollte uns doch verurteilen, damit wir wissen, woran wir sind. Die Herren taten ganz verwundert, als wüssten sie es gar nicht. Der Leiter der Kommission versprach, er würde sich sofort darum kümmern, dass wir bald nach Hause fahren könnten, wenn wir wirklich nicht verurteilt wären. Wir lachten alle laut.
„Warum wir lachen?“ fragte er. Mein Freund Gotthard antwortete ihm, dass wir daran nicht mehr glaubten, weil man uns das schon so oft gesagt hatte.
Er antwortete: „Ein russischer Offizier lügt nicht.“
Darauf erwiderte Gotthard, dass wir den Einen schon lange suchten. Er wurde daraufhin ganz böse und gab uns seine Anschrift. An die sollten wir uns wenden, wenn sich in den nächsten Wochen nichts tut. Er machte den

russischen Lagerkommandanten dafür verantwortlich, dass wir dann die Möglichkeit zur Kontaktaufnahme erhalten.
Tatsächlich, nach ein paar Wochen wurden wir wieder alle vernommen.
Man hatte das Gefühl, als wüssten sie überhaupt nichts über uns. Jedenfalls war die Parole wieder einmal ganz auf Heimat eingestellt. Alles sprach nur noch davon. Die Russen, die mit uns zusammen schafften, waren voller Sorge, wer nun weiter mit ihnen arbeiten sollte. Die Russen sprachen bald mehr davon, dass wir nach Hause fahren würden, als wir. Wir waren schon zu oft eintäuscht worden. Doch sie wollten es genau wissen.
An einem Sonnabend war es dann so weit. Wir hatten schon alles abgegeben, Handwerkszeug und dergleichen. Mittags läutete die große Glocke am Tor der Baustelle.
Wir verabschiedeten uns von unseren russischen Arbeitskollegen, sie kamen mit ans Tor. Hier empfing uns der russische Bauchef und fragte: „Wer hat gesagt, dass ihr nach Hause fahrt? Hier ich Chef, nichts nach Haus. Ihr arbeiten immer, auch Sonntag, jeden Tag ihr arbeiten, hier ich Chef, nichts nach Haus."
Er tobte regelrecht und klärte sozusagen die Fronten. Wir wurden alle blass. Viele ältere Kameraden verfärbten sich richtig. Man konnte zusehen, wie sie innerlich regelrecht zerbrachen. Es war für uns alle grausam. Wieder war eine Hoffnung zerplatzt. Wir gingen geknickt zurück an unseren Arbeitsplatz, selbst die Russen wussten nicht, was sie sagen sollten. Abgestumpft vergingen die Tage. Wieder einmal mussten wir uns unserem Schicksal beugen!
Es wurde Mai, alles begann zu grünen und voller Schwermut dachten wir an zu Haus.
Die Mücken haben uns bald aufgefressen. Mit einem Flugzeug wurde Mückentod versprüht.
Lange, lange hatten wir keine Post erhalten. Den Grund dafür fanden wir bald heraus. Die Postkarten, die man uns zum Schreiben gab, als wir die Arbeit verweigert hatten, wurden gefunden. Sie wurden also gar nicht abgeschickt!

Dann geschah es!
Wie aus heiterem Himmel läutete eines Tages die Glocke am Baustelleneingang! Alle dachten, es sei eine Katastrophe oder es brannte.
So liefen wir alle, wie es bei solch einem Zeichen notwendig war, zum Tor. Hier stand unser russischer Lagerkommandant, er befahl uns anzutreten und wir marschierten ins Lager.
Uns erwartete große Aufregung. Die Kameraden, die im Lager arbeiteten, riefen uns schon von weitem zu, es ginge nach Haus! Wir packten unsere Sachen, mussten vor zum Lagertor, auf LKWs und ab ging es zum Hauptlager. Alle Kameraden, die zum Heimtransport aufgerufen waren, waren hier schon neu eingekleidet. Dabei befanden sich alle unsere Kameraden, mit denen wir in den

letzten Jahren zusammen waren - bis auf Hugo Bettac, Walter Grauert (der dann leider später im Lager noch verstorben ist), sowie Horst Meyer-Hänel.

An die Namen dieser Kameraden erinnere ich mich noch genau, wir waren von Anfang an zusammen.
Auch Max Emmendorfer war nicht dabei. Jahre später erfuhr ich, dass er nach all den Jahren zu 15 Jahren Lagerarbeit verurteilt wurde. Wir hatten immer gedacht, dass er gesondert abgefahren war, weil ihm auf Grund seiner Funktion im Nationalkomitee Freies Deutschland noch im Lager von den Fremdenlegionären gedroht worden war.
Man kleidete nun auch uns neu ein. Gleich am nächsten Tag sollte es losgehen.
Wir waren aufgeregt und konnten kaum schlafen. Ob es wohl diesmal wahr ist?
Am nächsten Morgen war es so weit. Wieder die übliche Kontrolle. Alles was verdächtig war, wurde uns weggenommen. Dann ging es zum Bahnhof. Die Waggons waren nicht verschlossen. Der Zug setzte sich in Bewegung, doch wollte noch keiner so richtig daran glauben. Aber diesmal hatte es den Anschein, es ging in die ersehnte Richtung.
So erreichten wir Brest - Litowsk und wurden wieder auf Normalspurgleise umgeladen. Dies erfolgte alles unproblematisch. In den neuen Waggons waren zu unserem Erstaunen noch nicht einmal mehr Pritschen, was darauf schließen ließ, dass es mit unserer Freilassung nun doch endlich so weit war.

Wir hörten, dass ein kleiner, untersetzter Offizier am Zug auf und ab läuft und zwei Bäcker sucht.
Es war unser Oberleutnant aus Brest, der Gotthard und mich suchte.
Er kam extra, um auf Wiedersehen zu sagen. Er war in der Zwischenzeit Kapitän geworden. Es war ein Abschied für immer!
Wir hätten uns gewünscht, dass alle Russen von seinem Charakter gewesen wären.
Endlich setzte sich der Zug wieder in Bewegung. Über die Grenze nach Polen ging es nun glücklicherweise doch in Richtung Heimat.
Durch Polen wurden wir nicht gerade freundlich durchgelassen. Wir hatten vor Freude in Polen beim Halten des Zuges unsere Waggons mit Birkenzweigen geschmückt. Doch die polnischen Eisenbahner duldeten es nicht. Wir mussten alles wieder entfernen. Auch mit Steinen hat man nach uns geworfen.

Deutschland - unsere Heimat

Endlich auf deutschem Boden in Frankfurt an der Oder!
Vor Frankfurt hielt der Zug. Eine Gruppe junger Leute arbeitete mit Schippe und Spaten am Bahndamm. Wir grüßten freundlich und wollten uns mit ihnen unterhalten, wir waren doch endlich zu Hause. Doch fanden wir von ihrer Seite keinerlei Interesse. Einer rief uns zu: „Ihr könnt uns mal am Arsch lecken."
Uns fiel die Zigarette aus dem Mund. War das der offizielle Empfang in unserer Heimat?
Auf dem Bahnhof in Frankfurt an der Oder waren in kurzer Zeit Hunderte von Menschen. Es hatte sich ganz schnell herumgesprochen, dass ein Transport Gefangener gekommen ist.
Viele, in deren Familien noch jemand vermisst war, versuchten, etwas zu erfahren. Bilder wurden gezeigt, Zigaretten wurden uns angeboten und es gab viele Tränen. Doch kam auch ein wenig Skepsis bei uns auf. Standen doch da die selben Parolen an der Wand wie in Russland. Die Verantwortlichen, die diese Parolen schreiben ließen, kannten sicher noch nicht ihr großes Freundesland mit seinen Grausamkeiten und Widersprüchen.
Waren wir wirklich in das Deutschland zurückgekehrt, das wir uns ersehnt hatten? Freuten sich da wirklich „alle", dass wir wieder zurückgekehrt waren?

Von Frankfurt/Oder ging es im Personenzug weiter nach Bischofswerda. Wir sollten in Quarantäne, doch das war mit uns nicht mehr zu machen, man konnte uns nicht halten. Hier trafen wir alle, die in Brest Litowsk zurück geblieben waren, alle Frauen und Kinder. Auch ich traf meine kleine Freundin wieder - die Freude war groß.
Sie haben nicht gewusst, dass wir auch kommen würden und hatten damals nicht erfahren, wo wir geblieben waren. Gern hätte ich sie mitgenommen.
Leider war es nicht möglich, weil sie sich schon nach Westdeutschland gemeldet hatte.
Ihre Angehörigen hatten sie über das Rote Kreuz gefunden und so verschlug es sie nach Oldenburg. Damit waren unsere Zukunftspläne erst einmal beendet.
Aber es war ja noch nicht aller Tage Abend, es konnte ja immer noch etwas werden.
Wir, die in der russischen Zone wohnten, wurden auch nach ein paar Tagen nach Hause entlassen. Die Kameraden und Kameradinnen, die in den westlichen Zonen wohnten, mussten noch einige Tage in Bischofswerda bleiben, bis sie nach Friedland weiter fuhren.
Trotz der Sehnsucht nach Haus war der Abschied erschütternd. Freunde gingen auseinander, die in der Not zusammengewachsen waren, die gemeinsam aus dem Blechnapf gefressen hatten und die den Teufel nicht scheuten.

Gemeinsam waren wir immer stark, doch nun stand jeder allein!

Es war Pfingstsonnabend, ich saß im Zug und kam meiner Heimatstadt immer näher. Mein unerschütterlicher Wille, zu leben, brachte mich tatsächlich nach Hause zurück. Auf der Bahnfahrt hatte ich öfter den Eindruck, dass mich die Mitreisenden beäugten. Eine Frau fragte mich dann auch, woher ich käme.
Ich antwortete nur: „Von weit, weit her."
Daraufhin hatte sie Tränen in den Augen. Ich habe die meiste Zeit der Fahrt gestanden. Bald kam Leipzig, Ballenstedt, die Roseburg, wo ich vor sechseinhalb Jahren meine beiden Begleiter gebeten hatte, sie mögen mich doch laufen lassen.....
Mehr und mehr schlug mein Herz, als wollte es zum Hals herausspringen.
Dann kam Rieder, die Siedlung und nun der Bahnhof Gernrode...
Ich zitterte am ganzen Leibe. Wollten mir die Füße versagen?
Es sah alles noch so aus wie damals. Da stand ich nun - bei herrlichem Sonnenschein in einer Wattejacke mit Pelzkragen auf dem Bahnhof meiner Vaterstadt. Es war Mittag und da sonnabends noch bis Mittag gearbeitet wurde, waren auch viele Leute auf dem Bahnhof - es war ja Pfingstsonnabend!
Auf Grund meiner Bekleidung wurde ich von vielen betrachtet, als wollten sie sagen, wo kommt denn der her. Das konnte auch keiner wissen.
Keiner konnte ahnen, welche Strapazen nach den Jahren im GULAG hinter mir lagen, wie oft ich den Buran (Eissturm) mit über 50 Grad Kälte über mich ergehen lassen musste. Niemand konnte wissen, wie oft ich diesen Weg nach Hause in Gedanken angetreten hatte und ihn immer wieder abbrechen musste. Welcher Hölle ich nun endlich entronnen war.
Wie oft hatte ich die Hände gefaltet und zum Himmel geschaut, um diesen Augenblick zu erbitten!
Schließlich rief jemand meinen Namen und so stand ich im Mittelpunkt des Geschehens. Mein alter Freund „Poschi" war auch gleich da. Nun wurde ich von allen begrüßt, auch von Menschen, die ich gar nicht kannte.
So war die Kunde meiner Ankunft sehr schnell zu meinen Eltern gelangt.
Auf dem Weg nach Haus begrüßten mich viele Leute, die von meiner Heimkehr in der Kürze erfahren hatten. Ich weiß nicht mehr genau, wie ich nach Haus gekommen bin. Ich weiß nur noch, dass alle vor der Tür standen, mir vor Freude zuwinkten und weinten.
Wir haben uns noch lange gedrückt und in den Armen gelegen. Bis tief in die Nacht hinein musste ich berichten und das unter Berücksichtigung des uns vor unserer Heimkehr in Russland auferlegten Schweigens!
Am folgenden Tag war Pfingstsonntag. Die ganze Aufregung, sowie mein Federbett hatten mich in der Nacht nicht schlafen lassen. Tagelang konnte ich nicht in einem Federbett schlafen, denn solche Wärme war ich nicht mehr gewöhnt.

Alte Traditionen waren wieder in Erinnerung gerufen. Die Vereine machten wieder Pfingstausflüge, so wie es früher einmal war. Viele Nachbarn, Bekannte und Freunde brachten mir Blumen zur Begrüßung. Plötzlich stand auch eine Blaskapelle vor der Tür und brachte mir ein Ständchen. Sie spielten: „In der Heimat, ja in der Heimat, da gibt es ein Wiedersehen."
Das hat sicher auch nicht allen gefallen.
Vieles hatte sich in den Jahren meiner Abwesenheit verändert. Die Menschen kamen mir alle älter vor. Sicher waren die Erinnerungen bei mir stehen geblieben und ich hatte mein eigenes Älterwerden noch gar nicht in Betracht gezogen. Viele neue Gesichter gab es für mich in der Stadt. Es waren die Menschen, die auf der Flucht hier eine neue Heimat gefunden hatten.
Alle aber freuten sich mit uns. Solch ein Gefühl des Wiedersehens nach so langer Zeit ist, so glaube ich, mit Worten nicht zu beschreiben.
Da steht man nun plötzlich im Mittelpunkt des Geschehens nach sechseinhalb Jahren mit einem „Entlausungsschein", einer Quarantänebescheinigung in der Hand, kein Zahn mehr im Munde, um die Jugend betrogen - endlich wieder zu Hause!

Eine schützende Hand hatte sich in all den Jahren über mich gelegt und mich trotz aller Strapazen wieder nach Hause gebracht. Die Zeit holte mich bald ein und der Alltag begann.
Ich konnte vieles nicht verstehen. Die Welt und die Menschen hatten sich geändert. Nichts war wie vorher. Meine Alterskameraden waren alle schon verheiratet und so war es schwerer, sich einzuleben, als ich es mir vielleicht gedacht hatte. Hinzu kam noch, dass sich nun auch Minderwertigkeitskomplexe einstellten.
Ich musste mich in der Behörde melden, es gab noch Lebensmittelkarten.
Als Ausweis bekam ich ein Stück Papier, das besagte, dass ich mich gemeldet hatte. Es wurde mir mitgeteilt, dass ich mich vorläufig nicht aus unserem Kreisgebiet entfernen durfte. Dies Stück Papier blieb noch lange mein Ausweis.
Problematisch wurde es, mir eine passende Zahnprothese für Ober- und Unterkiefer anfertigen zu lassen. Mein Kiefer hatte sich auf Grund des frühen Verlustes meiner Zähne so verändert, dass es schwer war, einen richtigen Halt dafür zu bekommen.
Auch für meine Eltern war alles nicht ganz leicht, denn sie hatten ja nun auf einmal einen erwachsenen Sohn, den sie nicht mehr kannten. Es kam nicht der kleine Junge, den sie vorher hatten, zurück. Aber sie machten mir das Leben so angenehm wie sie konnten. Nichts passte mehr, kein Schuh und kein Anzug.
Betreffs meiner Anneliese hatte ich mit meinen Eltern alles besprochen und so weit geklärt, dass ich sie zu uns holen sollte. Aber einige gute Freunde erklärten mir, dass es im Augenblick besser wäre, wenn sie erst einmal nach Westdeutschland fahren würde.

Ich gestehe, ich verstand es nicht so richtig. Ich konnte die damalige politische Lage noch nicht einschätzen. Zudem konnte ich auf Grund meiner Beauflagung unser Gebiet nicht verlassen - und schon gar nicht mit der Angst meiner Mutter im Nacken nach Bischofswerda fahren.
Nach ca. zwei Wochen erschienen zwei Herren, einer davon in Uniform und wollten mich sprechen. Meine Mutter war einem Nervenzusammenbruch nahe und glaubte, man wolle mich wieder abholen. Mein Vater ging nicht von meiner Seite. Ich für meinen Teil hatte sofort einen Plan - die kriegen dich nicht!
Doch das Gespräch bekam einen anderen Inhalt, als wir angenommen hatten.
Man machte mir den Vorschlag, da ich doch politisch umerzogen worden wäre, zur Kasernierten Volkspolizei zu gehen.
Mir stände der Aufnahme an einer Offiziersschule nichts im Wege. Mir würden sozusagen alle Möglichkeiten zur steilen Karriere geboten.
Auf den Verweis meiner verlorenen Zähne und unter welchen Umständen ich sie verloren hatte, beendeten sie das Gespräch sehr schnell.

Meine Mutter lebte ständig in Angst, dass man mich wieder abholen könnte.
Als ich wieder einmal zur Meldung auf dem Amt war, rief mich der Bürgermeister zu sich und fragte mich: "Junge, warum machst du dir das Leben so schwer? Mir machst du es auch nicht gerade leicht." Daraus schlussfolgerte ich, dass ich doch immer noch unter Kontrolle stand.
War ich wirklich zu Hause? Diese Frage stellte ich mir sehr oft. Ich wollte wieder fort, irgendwo hin, wo man mich verstand. Doch wo war das?
Meine Mutter, deren Gesundheitszustand nicht sehr rosig war, da sie unter meiner Verhaftung sehr gelitten hatte, bettelte förmlich - bleib doch zu Hause und denk doch an uns. Und ich blieb.
Eine Woche nachdem wir von Bischofswerda abgefahren waren, fuhren dann auch unsere Kameraden aus Westdeutschland nach Hause.
Anders als wir wurden sie erst einmal herzlich empfangen und begrüßt.
Sie waren noch einige Zeit zusammen und wurden über alle notwendigen Formalitäten unterrichtet, um auf das Leben in Freiheit vorbereitet zu sein.
Nach einiger Zeit erhielt ich von einem Freund, Willi Lärch, mit dem ich mich in der Gefangenschaft auch gut verstanden hatte, einen Brief, in dem er mir mitteilte, dass er sich mit Anneliese angefreundet hatte und ich sollte doch nicht böse sein. Sie haben dann auch später geheiratet. Ich schrieb ihnen, dass ich ihnen nicht böse sei. Ich wusste, sie hatte ein zu Hause gefunden und das war für mich wichtig. Obwohl wir uns nur ein paar Monate kannten, habe ich die Erinnerung an sie nie verloren. Von einer sehr guten Freundin aus dieser Zeit, Erika Ansorg, erfuhr ich, dass sie leider vor ein paar Jahren verstorben ist.
Ein Andenken von ihr halte ich heute noch in Ehren, einen Pullover, den sie mir einmal aus Wickelgamaschen gestrickt hatte.
Schwer wurde die Zeit des Eingewöhnens. Viel haben dazu die politischen

Begleitumstände beigetragen. Die Heimat hatte ich mir eigentlich anders vorgestellt. Heimatland war in Gedanken - sicher nicht nur für mich allein - Geborgenheit, Sicherheit und Schutz. Vielleicht waren meine Erwartungen auch zu hoch, denn unsere Heimat war ja ein Satellit des Kommunismus geworden, aus dem wir glaubten gerade entkommen zu sein.
Die Zeit war geprägt von den neuen Kommunisten, von denen ich vor 1945 nie etwas gehört hatte. Es waren meine Sport- und Jugendfreunde, die mich in ihre Mitte nahmen und mir halfen, langsam Fuß zu fassen.
Lange noch war ein Stück Papier mein staatliches Personaldokument, welches beim notwendigen Gebrauch immer wieder Anlass zur Beantwortung vieler, mir unverständlicher Fragen führte.

Schlussbetrachtung

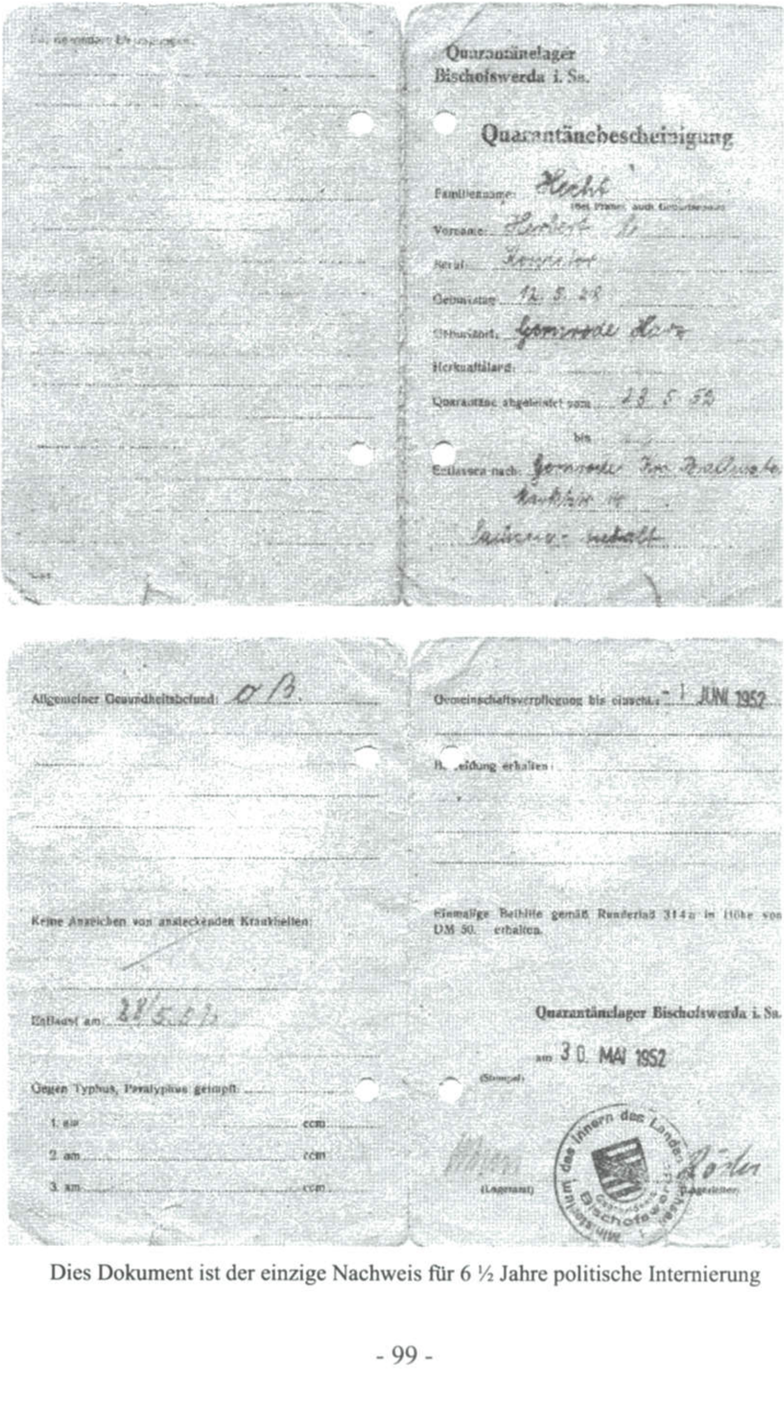
Diese Zeilen, die ich hier niedergeschrieben habe, sind mir nicht leicht gefallen. Sie versetzten mich oft zurück in diese Zeit.
Vieles habe ich auch nicht ganz so hart schreiben können, wie wir es erleben mussten. Es gäbe sicher noch vieles zu berichten, doch es ist alles schon so lange her.
Keiner, der diese Jahre miterlebt hat, wird sie je vergessen können.
Von Natur aus war ich als Kind sehr weich. In der Schule musste der Lehrer damals das Märchen von „Hänsel und Gretel" unterbrechen, weil ich weinte.
Nun hatte mich das Leben mit seiner ganzen Härte geformt.
Die Erfahrungen dieser Jahre kann man nirgends erlernen.
Viele Freundschaften sind in dieser Zeit entstanden. Die innere Verbindung der Überlebenden dieser Zeit war in den Jahren des Schweigens auch eine stillschweigende Selbstverständlichkeit.
So ließ es sich Willi Winter aus Bad Suderode nicht nehmen, mich mit seiner auf Hochglanz polierten Kutsche zur Hochzeit in die Kirche zu fahren, ohne darüber ein Wort zu verlieren. C.H. Franke aus Rieder, Gärtner und Samenzüchter, schmückte alles mit Blumen aus.

Gotthard Springer und ich blieben Freunde für das ganze Leben. Wenn wir uns in den zurückliegenden Jahren getroffen haben, haben sich unsere Frauen immer gewundert, dass wir oft Tränen in den Augen hatten. Wir verstanden uns ohne Worte.
Erstmals trafen wir uns mit ca. 20 ehemaligen Kameraden am 08.04.1990 in Riesa. Günter Polster und Siegfried Dathe waren die Initiatoren.
Anwesend war auch das Fernsehen, doch ist über dieses Treffen dann nie berichtet worden. Warum, wissen wir nicht. Ob die Reporter nicht glaubten, was sie da hörten, oder hatten sie zu diesem Zeitpunkt noch andere Befürchtungen?
Hatten sie noch nicht gehört, was sich auf deutschem Boden zugetragen hat und was man auch Menschen unter der Flagge des Kommunismus angetan hat?

Warum haben alle, die zwischenzeitlich in Westdeutschland wohnten und Mühlberg erlebt hatten, die ganze Zeit geschwiegen?
Wir fuhren von Riesa nach Mühlberg. Es war schon ein seltsames Gefühl, hier an der Stelle zu stehen, an der wir vor 40 Jahren einen Teil unserer Jugend verloren hatten, wo wir so viel Grausamkeit über uns ergehen lassen und Elend erleben mussten, wo ein Menschenleben nicht zählte, wo man verlor Kultur und Tugend - Mühlberg, du Grab unserer Jugend.
An der vermuteten Stelle der Massengräber legten wir Blumen nieder und gedachten unserer toten Kameraden in Mühlberg.
Dann sangen wir unser altes Lied aus Anscherka „Gefangen, bewacht wie Verbrecher, in einsame Lande verbannt" und gedachten damit unserer toten Kameraden des „Pelzmützentransportes", deren Leiden an dieser Stelle begann und die nun in sibirischer Erde begraben lagen.
Dieses Lied ist nur den Kameraden des „Pelzmützentransportes" bekannt, wie viele sind wohl noch am Leben?
Sehr viele sind in Russland geblieben, es wird immer von 122 Toten gesprochen, die in Anscherka ihre letzte Ruhestätte gefunden haben. Doch wurden wir ja im Laufe der Jahre auf viele Lager verteilt und diese forderten immer ihre Opfer.
Sie sind nicht in der Totenliste von Anscherka enthalten.
Von diesem sogenannten „Pelzmützentransport" ist zwar schon viel gesprochen worden, doch liegt bis heute nur wenig Informationsmaterial vor.
Eine Aufarbeitung der Geschichte dieses Transportes halte ich für unbedingt notwendig, da es sich hier, wie im Lager Mühlberg, um unschuldige Opfer nach dem Kriege handelte, die von missgünstigen Mitbürgern angeschwärzt und damit der Willkür der NKWD ausgeliefert, in ein Schweige- und Todeslager gebracht und schließlich zur Zwangsarbeit nach Sibirien verschleppt worden.
Das Wort „Sibirien" sagt sich mit vollem Bauch in einer warmen Stube ganz leicht. Doch wer kennt schon die Bedingungen, unter denen ein politischer Strafgefangener dort hausen und arbeiten muss?
Bei einem späteren Besuch in Mühlberg kamen mir Zweifel auf, ob es die richtige Stelle der Massengräber ist, die hier angenommen wurde.
Bestärkt wurde ich in dem Zweifel durch Herrn Köppke aus Wennigsen, den ich durch eine Rundfunkreportage kennen gelernt hatte. Sein Vater war in Mühlberg umgekommen und er bat mich, mit ihm nach Mühlberg zu fahren.
Ihm erzählte ich von meinem Zweifel, worauf er bestätigte, dass er vom Roten Kreuz ähnliches erfahren hatte.
Vor Jahren hatte ich schon einmal die Stelle des damaligen Lagers gesucht, doch es war alles verwachsen und dem Erdboden gleich gemacht, ich konnte nichts mehr erkennen. Nach längerem Suchen wurde ich damals von zwei Herren aufgefordert, in meinem eigenen Interesse den Weg fortzusetzen und nicht weiter zu suchen.

Nach unserem Treffen in Mühlberg bin ich dann, nachdem alle abgefahren waren, noch lange an der Stelle des ehemaligen Lagers geblieben und habe mich zurück versetzt in die Zeit von damals. Bald hatte ich wieder einigermaßen Vorstellungen, wie alles einmal stand. An diesem Tage begegnete ich hier auch einer Frau, die ganz in der Nähe des Lagers wohnte. Sie hatte das Lager als Kind noch im Gedächtnis und erzählte mir vieles, woran sie sich noch erinnern konnte. Sie erzählte mir von ihrer Großmutter, die immer im Dunkeln die Zettel der Jauchenkolonne aufgesucht hatte und dass es ihr strengstens verboten wurde, darüber zu sprechen.
Sie sagte mir auch, dass sie von ihrem Vater wusste, dass beim Pflügen die Pferde nicht über die Stelle gegangen sind, wo sich die Massengräber befanden.
Sie erinnerte sich auch noch an den Abtransport vieler Gefangener und dass oft Russen zu ihnen kamen und mit ihren Eltern sprachen.
Es war interessant zu erfahren, wie dies alles aus einer anderen Sicht gesehen wurde.
Wenn sie auch damals noch ein Kind war, blieb ihr doch vieles in Erinnerung.
Beim Treffen in Riesa sagten wir uns, dass wir diesen, unseren Leidensweg festhalten müssen, um es der Nachwelt zu erhalten.
Nie darf sich so etwas je wiederholen!
Meine Jugend kann mir niemand wieder geben, auch nicht mit Geld bezahlen.
Waren es auch schwere und bittere Jahre, die ich durchmachen musste, so dachte ich doch nie an Vergeltung oder Rache.
Es waren Russen und es waren Deutsche, die uns das Essen verweigerten und die uns geschlagen haben. Es waren aber auch Russen, die ihr weniges mit uns teilten. Überall auf der Welt, so lange sie besteht, gibt es gute und böse Menschen.
Es entscheidet nicht die Nationalität, nicht der Feind, sondern nur allein der Charakter eines Menschen über seinen Wert.
Seit Menschengedenken haben sich Menschen mit den grausamsten Methoden gegenseitig umgebracht.

Habe ich mit meinem kleinen Buch auch nur etwas dazu beigetragen, dass sich Menschen besser verstehen, so ist es nicht umsonst geschrieben.



Besondere Bemerkungen:

Quarantänelager
Bischofswerda i. Sa.

Quarantänebescheinigung

Familienname: Hecht (bei Frauen auch Geburtsname)
Vorname: Herbert
Beruf:
Geburtstag: 12. 5. 28
Geburtsort: Gernrode Harz
Herkunftsland:
Quarantäne abgeleistet vom 28. 5. 52
bis
Entlassen nach: Gernrode Kr. Ballenstedt
Sachsen-Anhalt

Allgemeiner Gesundheitsbefund: o. B.

Keine Anzeichen von ansteckenden Krankheiten:

Entlaust am: 28/5.52

Gegen Typhus, Paratyphus geimpft:
1. am .... ccm
2. am .... ccm
3. am .... ccm

Gemeinschaftsverpflegung bis einschl.: 1. JUNI 1952

Bekleidung erhalten:

Einmalige Beihilfe gemäß Runderlaß 314a in Höhe von DM 50.- erhalten.

Quarantänelager Bischofswerda i. Sa.

am 30. MAI 1952

(Stempel)

(Lagerarzt) (Lagerleiter)

Dies Dokument ist der einzige Nachweis für 6 ½ Jahre politische Internierung

ПРИГЛАШЕНИЕ № 2M77919

на посещение Российской Федерации

Вид визы ВЪЕЗД – ВЫЕЗД Кратность визы ОДНОКРАТНАЯ

Гражданство ГЕРМАНИЯ

Въезд с 15.05.97 по 30.06.97 На срок (дней) 47

Фамилия ХЕХТ/ШЕСІТ

Имя, отчество (имена) ГЕРБЕРТ ВИЛЛИ ПАУЛЬ

HERBERT WILLI PAUL

Дата рождения 12.05.28 Пол Мужской

Номер паспорта 4791003796

Цель поездки БЛАГОТВОРИТЕЛЬНАЯ

Принимающая организация, ее адрес (или ф., и., о. и адрес приглашающего лица)

МЕЖДУНАРОДНЫЙ СОЮЗ РОССИЙСКИХ НЕМЦЕВ

107005 МОСКВА УЛ.БАУМАНСКАЯ 56 – 17

Маршрут МОСКВА, БАРНАУЛ,

ТОМСК, КЕМЕРОВО, НОВОКУЗНЕЦК, АНЖЕРО – СУДЖЕНСК

Следует с детьми (до 16 лет)

Дополнительные сведения

1997

Den Weg nach

50 Jahren noch einmal

М.П. Орган, оформивший приглашение:

ДКС МИД РОССИИ

Подпись должностного лица

КО-1 0018716 *Дата* 06.03.97

Den Weg nach 50 Jahren noch einmal

Russland endet nicht in Moskau oder St. Peterburg.
2000 km hinter Moskau liegt der Ural und dann erst beginnt das Land der unvorstellbaren Weiten Sibiriens.
Viele Märchen und Geschichten sind über das Land und seine Menschen, die Urwüchsigkeit der Taiga, deren Tiere, von Kälte und Wärme, sowie der unbeschreiblichen Schönheit der Natur im Wechsel ihrer Jahreszeiten bekannt.
Doch wenig weiß man darüber, dass der Mensch in dieser herrlichen Natur mit ihren unvorstellbaren Bodenschätzen eine Industrie errichtet hat, welche die Umwelt genau so schädigt, wie die Rodung der Regenwälder Südamerikas.

„Wir waren schon halbe Russen", so heißt der Film, der über unser Schicksal, welches uns als Jugendliche vor 50 Jahren widerfahren ist, berichtet.
Nach über einjähriger Vorbereitung, sowie der Erledigung der komplizierten bürokratischen Prozesse, haben wir am 18.05.1997 noch einmal die Reise nach Sibirien angetreten, die wir vor 50 Jahren unfreiwillig und bewacht wie Schwerverbrecher zurücklegen mussten.
Allerdings reisten wir diesmal komfortabler und nicht in Viehwaggons.
An der Expedition, so möchte ich dieses Vorhaben einmal bezeichnen, waren beteiligt:
Tamara Dolganow, die zwei Jahre zuvor aus dem Gebiet Kemerowo - Kuzneck nach Deutschland übergesiedelt war und über sehr gute örtliche Kenntnisse verfügte, Günter Polster, der schon einmal diese Reise unternommen hatte und der Verbindung mit unseren russischen Freunden hielt (die auch alle viele Jahre im Gulag waren), hatte eine sehr gute Vorbereitung getroffen. Ohne diese wäre die Reise mit solch einem Vorhaben nicht geglückt.
Dafür gebührt ihm ein großes Dankeschön.
Siegfried Müller aus dem Erzgebirge, Karl-Heinz Meister, der aus Brasilien angereist war und die russische Sprache beherrschte, sowie ich, Herbert Hecht aus Gernrode am Harz, und die Kameraleute Wolfgang Schwaneberg und Dirk Jungnickel waren die weiteren Teilnehmer.
Mein Freund Gotthard Springer gab mir mit auf den Weg: „Denke daran, ein Russe schießt erst und dann fragt er."
Viele Wünsche unserer Angehörigen, Freunde und Kameraden wurden uns auf den nicht ungefährlichen Weg ins weite Land mitgegeben.
Welchen Gefahren wir uns ausgesetzt hatten, mussten wir sehr bald erleben.
Wir waren auf vieles vorbereitet, doch was uns begegnete, war auf allen Gebieten so erschütternd, dass ich es kaum schildern kann.
Ich werde versuchen, so objektiv wie möglich zu berichten.

Eine große Hilfe waren unsere russischen Freunde, die heute in der "Gesellschaft der Stalinistisch Verfolgten", sowie in der Gruppe "Wiederkehr"
(eine Gruppe, die sich zum Ziel gesetzt hat, Unrecht aufzuarbeiten) aktiv sind.
Mit ihrem Gruppenleiter Simeon Wilenski, der 20 Jahre inhaftiert war, haben sie schon große Erfolge bei der Einsichtnahme und Beschaffung von Dokumenten aus den Moskauer Archiven erzielt.
Ihnen ist es zu verdanken, dass uns immer mehr Namen von Verstorbenen übergeben werden konnten, sowie andere Dokumente und Befehle der damaligen Zeit.
Nicht zuletzt möchte ich auch unseren Viktor Ignatiev mit seinem außerordentlichen Organisationstalent erwähnen, der wie ein „Hans - Dampf in allen Gassen" war.
Dank gebührt auch der Deutschen Botschaft in Moskau für ihre Unterstützung.
In Moskau angekommen, mussten wir vom Flughafen „Scheremetjewo I" zum Flughafen „Scheremetjewo II" - und das mit unserem vielen Gepäck.
Wir hatten vier Stunden Aufenthalt. Viktor Ignatiev und Simeon Wilenski halfen uns bei der Bewältigung der Probleme und waren zufrieden, als wir wieder in der Zollzone waren.
Konfrontiert wurden wir bei der Zollabfertigung damit, dass unsere einzelnen Gepäckstücke zu schwer waren. Wir hatten doch Geschenke und Medikamente, sowie einen Teil Verpflegung mit. Die Verhandlungen mit dem verantwortlichen Zöllner, in unserem Sinne günstig zu verfahren, schlugen fehl. Das Übergewicht mit Dollar auszugleichen, wurde nichts, da er das Doppelte dafür verlangte. Das war uns zu viel. Wir wussten doch nicht, was uns noch alles im Land der unmöglichen Unmöglichkeiten erwartete.
Also besorgte Tamara uns ein paar Kartons und Klebeband (für Dollar gibt es jetzt in Russland alles), wir packten das Gepäck unter großer Vorsicht und so unauffällig wie möglich um und hatten damit das Problem kostengünstig gelöst.
Als die ersehnte Abflugzeit näher rückte, verkündete der Lautsprecher mit einer krächzenden Stimme, dass unser Flug eine Stunde Verspätung hat.
Es sammelten sich immer mehr Fluggäste an, die uns trotz unserer unauffällig gewählten Kleidung alle ansahen, dass wir Deutsche waren.
Aus der einen Stunde Verspätung wurden schließlich zwei und so starteten wir nachts um zwei Uhr Moskauer Zeit endlich in Richtung Novosibirsk.
Wegen einer Havarie waren zwei Flüge zusammengelegt worden. Mit einer sehr großen Maschine ging es nach einem langen Manöver auf dem Flugplatz und ...zigmaligem Zählen der Passagiere endlich in die Luft. Das Flugzeug sah nicht gerade vertrauenerweckend aus, aber der Flug gestaltete sich sehr ruhig und gut.
Nach ca. zwei Stunden überflogen wir den Ural und hatten nun in der Morgensonne Sibirien unter uns. Wer mag diesen Anblick überhaupt richtig zu schildern?
Nach fünf Stunden Flug der Sonne und der Zeit entgegen, landeten wir in

Novosibirsk. Nicht nur die Erde hatte uns wieder, sondern auch der Boden der russischen Wahrheit.

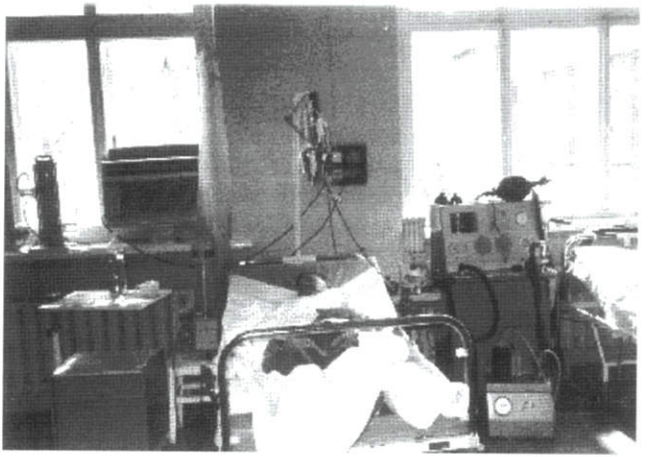
Hatten wir in Moskau noch fünf Grad Kälte, so überraschte uns hier eine milde Außentemperatur von etwa zwölf Grad.
Die Gepäckauslieferung war für europäische Verhältnisse kaum vorstellbar, doch klappte es auf russische Art ganz gut.
Hier am Flughafen nahm uns unser Freund Viktor wieder in Empfang. Wie er so schnell da hingekommen ist, wissen die Götter. Vorher hatte er auch noch
Karl-Heinz Meister, der aus Brasilien über Jekaterinburg angereist war, in Empfang genommen. Viktor hatte geschafft, was vorher niemand glaubte, er hatte ein Fahrzeug organisiert.
War es auch nur ein Siebensitzer, so ging es nach russischen Gepflogenheiten mit acht Personen, unserem gesamten Gepäck, sowie der ganzen Kameraausrüstung über Stock und Stein.
Bemerken muss ich, dass kein deutscher Kraftfahrer dies Wagnis je auf sich genommen hätte.
Wir saßen gedrängt wie die Heringe und haben nicht geglaubt, es so die ganze Fahrt aushalten zu können. Doch gewöhnt man sich wohl in Sibirien schneller an diese Umstände.
Leider konnte unser Freund Viktor aus Platzgründen nicht auch noch mitfahren. Er war darüber sehr traurig, aber es war bei allem Wollen nicht machbar.
Bewundert haben wir unseren Fahrer, einen jungen Mann, der sich mit seinem Auto auf so ein Abenteuer eingelassen hatte, täglich. Manchmal habe ich gedacht, was machen wir, wenn er eines Morgens nicht mehr da ist, oder auf der Strecke sagt, es ginge nicht mehr?

Er hat uns aber nicht im Stich gelassen!
Eine lange Fahrt von Novosibirsk nach Tomsk, der ersten Etappe unserer Reise, hatte begonnen.
Sibirien, aus dem wir vor 45 Jahren heimgekehrt waren, hatte uns wieder.
Diesmal als freie Bürger!
Was sich uns da zeigte, konnten wir bei allem negativen Vorstellungsvermögen nicht glauben.
50 Jahre nach Kriegsende! Uns wurden die Weiten so richtig bewusst und mit ihnen auch das Elend und die Armut, oder anders gesagt - die Verhältnisse Asiens.
Damals - vor 50 Jahren - hatten wir eine lange Bahnfahrt. Aus den Waggons konnten wir nichts von der Schönheit der Natur sehen. Außerdem besaßen wir auch keinen Nerv dafür, uns bewegten andere Dinge.
Vor Ort interessierte uns der Weg vom Lager in den Schacht und gleichsam nach einem langen Arbeitstag halb verhungert zurück zum Lager. Mehr nahmen wir damals wohl kaum wahr. Auch auf der Rückfahrt in die Heimat beschäftigten uns andere Gedanken als die Weiten Sibiriens. Wir sahen alles mit anderen Augen und verständlicherweise sehr eingeschränkt - eben mit unseren Lebenserfahrungen als Jugendliche.
Der Flug über Sibirien, den wir bei guter Sicht erleben konnten, gab uns über die wirklichen Ausmaße des Landes einen anderen Überblick. Stundenlanger Flug, ohne eine Ansiedlung zu sehen.
Nachdem wir zwei Tage unterwegs waren, erreichten wir Tomsk. Wer wohl anders begrüßte uns dort? Viktor!
Wie er es wieder fertiggebracht hatte, verstanden wir nicht. Gut, dass er da war, denn wir wurden gleich von ein paar angetrunkenen Kriegsinvaliden nicht gerade auf freundschaftliche Weise angesprochen. Sie verlangten von uns Geld für ihre verlorenen Arme.
Viktor erledigte das auf seine Art - nicht gerade zimperlich - mit der Bemerkung zu uns: „Wenn du das hier nicht so machst, kommst du nicht durch. Hier will jeder nur haben."
Auf dem Bahnhofsvorplatz wurden wir von der Chefärztin des Tomsker Krankenhauses und dem Leiter des "Haus der Deutschen", Herrn Veit, begrüßt.
Danach ging es ins Büro der "Gruppe der Menschenrechte". Hier begrüßte uns der Leiter Alexander Kandyba und lud uns zu einem kleinen Imbiss ein.
In Tomsk brachte man uns im Hotel unter. Es war nicht schlecht, von den Freunden gut organisiert. Doch waren wir zu müde, um noch viel von der Umwelt zu sehen.
Der erste Tag unserer Mission war beendet, tot müde, wirklich zum Umfallen müde ging es ins Bett.
Gut ausgeruht und frohen Mutes begannen wir den neuen Tag.
Viktor (wer weiß, wo er geschlafen hat) hatte in der Nähe des Hotels eine

Imbiss Einrichtung ausfindig gemacht. Erstmals konnten wir uns mit allerlei „russischen Köstlichkeiten" verwöhnen. Wir hatten die Wahl: essen und trinken, oder nicht. Da dies für mich aber das oberste Gebot war, zu essen, gab es auch kein wenn und aber. Mit vollem Bauch lässt sich in Russland alles leichter überstehen. Ganz erstaunt war ich, dass trotz der Trostlosigkeit so viele Menschen zur Arbeit gingen oder fuhren. Es schien so, als wenn alles, was Beine hatte, unterwegs war. Bus auf Bus, die hier in Deutschland längst zu Schrott verarbeitet worden wären, beförderten die Menschen. Sicher ist die Arbeitsproduktivität, gemessen an europäischen Verhältnissen, sehr gering. Aber alle arbeiteten, wohl auch nur für einen geringen Lohn, scheinbar jedoch genügend zum Erwerb des Allernötigsten.
Möglicherweise war auch ein großer Teil der Bevölkerung arbeitslos. Man muss eben in sibirische Verhältnisse hineingeboren sein, um mit ihnen fertig zu werden, um so zu leben, wie es in dem Land der unendlichen Weiten und Gegensätze erforderlich ist.
Sibirische Lebensart kann man schlecht erlernen oder sich angewöhnen. Man muss hier aufgewachsen sein, um alles gelassen hinnehmen und zufrieden sein zu können.
Wenn auch viele aus Sibirien auswandern, werden sie im Innersten ihres Herzens, auch bei allem Elend, das sie verlassen, immer Sibirier bleiben.

Doch nun wieder zurück zu unserer Expedition.
Der zweite Tag in Tomsk war ausgefüllt von einem Besuch des ehemaligen Tomsker KGB - Gefängnisses. Es war schon bemerkenswert, wie sich die Bedingungen glichen. Die selben Zellen wie bei der Stasi, nur um zehn Grad härter. Mit dem Unterschied, dass die Menschen sich dort von der Angst der damaligen Zeit noch nicht gelöst hatten. Sie befürchten, dass sich die jetzigen Verhältnisse wieder ändern könnten.
70 Jahre Sowjetmacht haben ihre Spuren hinterlassen und es braucht seine Zeit, um die Menschen, wenn überhaupt, zu neuem Denken zu bewegen.
Der Gedenkstein am KGB - Gefängnis hat keine Aufschrift, jeder soll sich seine eigenen Gedanken machen. Dort liegen immer Blumen, auch wenn es nur Löwenzahn mit einem Birkenreisig sind.
Am Mahnmal des Großen Vaterländischen Krieges - wie der Krieg in Russland genannt wird - wurde mir ganz klar bewusst, so habe ich es auch unserer Dolmetscherin gegenüber zum Ausdruck gebracht, dass dieses furchtbare Ereignis die Menschen unter eine Glocke der Gemeinsamkeit gefügt hat, die sie so lange sie leben zusammenhält.
Unsagbare Schicksalsschläge hat der Krieg allen Familien gebracht, sie durch Trauer und Leid zusammengeschweißt. Anders ist es auch nicht zu verstehen, dass alte Frauen, die kein Einkommen haben, mit ihren selbstgefertigten Besen diese Mahnmale sauber halten und pflegen.

Sicher ist das auch ein Zeichen, dass in den Köpfen der alten Frauen der russisch-orthodoxe Glaube den Stalinismus immer besiegt hat.
In den schwermütigen Melodien der sibirischen Lieder kommt die ewige Unterdrückung, die schon immer über dem Land und seinen Menschen lag, ebenfalls zum Ausdruck.



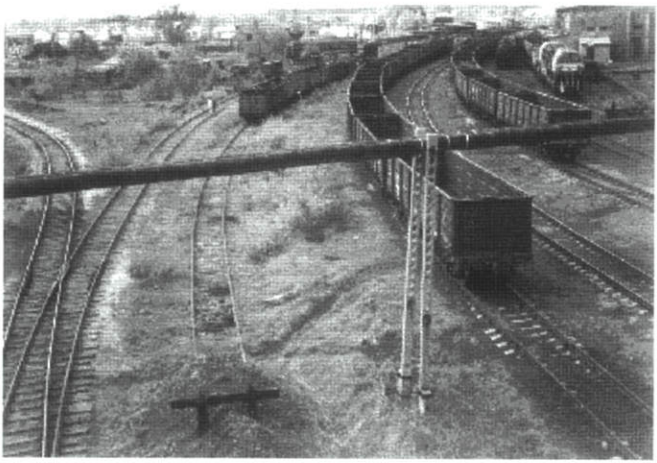
Am Nachmittag waren wir im Krankenhaus in Tomsk. Niemand kann sich vorstellen, was wir dort antrafen. Ohne Hemmungen wurden uns Zustände aufgezeigt, die man kaum schildern kann.
Sicher taten sie dies auch mit der Hoffnung, eventuell Hilfe zu erhalten.
Anders kann ich mir das nicht vorstellen. Warum sollte man uns sonst diese Not in der medizinischen Betreuung zeigen?
So hat man uns an die Betten der frisch operierten Patienten geführt, die noch in der Narkose lagen und zeigte uns die Instrumente, mit denen gearbeitet wird.
Ich kann mir vorstellen, dass die Ärzte in Europa die Hände über dem Kopf zusammenschlagen würden, wenn sie damit arbeiten sollten.
Die Ärzte wussten auch, dass von Deutschland viel Hilfe kommt, die aber über Moskau kaum hinausgeht. Unverständlich die Schilderung, dass die Kontrollen für Medikamente angeblich wieder angezogen haben sollen. Möglicherweise hat das große Angstgespenst - die Mafia - auch hier die Hände im Spiel.
Wie heißt es so schön: „Wenn du arm bist, musst du früher sterben."
Deprimiert vom Erlebten haben wir den Weg in die Stadt angetreten.
Am Abend waren wir im Büro der "Gruppe der Menschenrechte" zum Essen eingeladen. Dort hat man sich mit unserer Bewirtung große Mühe gegeben. Es wurde natürlich, wie sollte es auch bei solch einem Treffen anders sein, über die Zusammenarbeit unserer Gruppen diskutiert. Nach dem Abendessen war eine

lange Konferenz im "Haus der Deutschen".
Das russische Fernsehen und die Presse waren natürlich, wie bereits den ganzen Tag, anwesend.
Uns wurde immer wieder die Frage nach den Zielen unserer Reise gestellt.
Die Anfragen der Reporter waren auch nicht immer freundlich. Es gab dabei einige kritische, die nur mit Vorsicht und Diplomatie beantwortet werden konnten. So sollte es auch auf unserer weiteren Reise bleiben. Das Fernsehen und die Presse ließen uns auf der gesamten Fahrt nicht mehr aus dem Blickwinkel, so dass unsere extra unauffällig gewählte Kleidung kein Hindernis mehr war, uns zu erkennen. Des öfteren wurden wir von Menschen auf der Straße angesprochen, die uns sagten, dass sie uns im Fernsehen gesehen haben.
Der Abend in Tomsk war ausgefüllt vom Anhören und der Anteilnahme an den herrschenden Schwierigkeiten. Wir waren davon bedrückt, nicht helfen, sondern die Bitten nur übermitteln zu können. Diese Eindrücke hatten in der Nacht solche Nachwirkungen, dass ich nicht schlafen konnte. Es ging allen so.

Am nächsten Morgen wollten wir Dollar tauschen. Man hatte mir den Großteil unseres Geldes anvertraut. Aber leider wurde aus dem Tausch nichts, da unsere Geldscheine zu neu waren und von der Zählmaschine nicht angenommen wurden. Wer weiß, weshalb man sie nicht von Hand zählen konnte oder durfte.
Wie schwer und auch gefährlich ein Geldumtausch war, erfuhren wir noch öfters. Das eine Mal waren nicht genügend Rubel vorhanden, das andere Mal fanden wir keine Möglichkeit zum Tausch. Dies Vorhaben allein anzugehen, war aus Sicherheitsgründen nicht angeraten. Ein zweiter Mann war unbedingt notwendig.
Der Kurs stand zu diesem Zeitpunkt: 1 Dollar : 5 800 Rubel, so wurde ich oft Millionär, aber leider nur ein armer.
Das Tanken hatte ebenfalls seine Tücken. Manchmal mussten drei Tankstellen angefahren werden, um zum Ziel zu gelangen. Der Vorgang als solcher ist erwähnenswert.

Die Tankstelle war ein vergitterter Kiosk, in dem durch ein kleines Schubfach das Geld hineingeschoben werden musste. Erst dann konnte der Fahrer den Schlauch in den Tank stecken und von innen regelte der Tankwart, den man gar nicht zu sehen bekam, den Zufluss. Benzin kostete pro Liter 60 Pfennige.
Wir hatten ausgemacht, dass keiner etwas allein unternimmt, noch nicht einmal allein auf die Toilette geht. Auf mich achtete man sehr, denn ich war mit meiner finanziellen Last besonders schutzbedürftig. Das war auch in den nächsten Tagen unbedingt erforderlich, da wir noch lange nicht am eigentlichen Ziel waren. Es lagen noch einige hundert Kilometer vor uns. Und je weiter wir nach Osten kamen, um so gefährlicher wurde es.
Tomsk war ja nur ein Vorspiel von dem, was uns nun erwartete.
Wir verabschiedeten uns von unseren Gastgebern, aber auch von unserem Freund Viktor, der traurig nach Moskau zurück fahren musste - er wäre noch so gern mitgekommen.
Viele Hinweise auf Vorsichtsmaßnahmen wurden uns mit auf den Weg gegeben. Denn unser Ziel, das Gebiet unseres damaligen Strafgefangenenlagers, ist heute ein großes Industriezentrum mit all seinen „Nebenwirkungen". Nach einer langen, langen Autofahrt erreichten wir Anzero-Sudzensk (Anscherka).
Am Ortseingang war zu lesen: „Diese Stadt wurde vom Zentralkomitee der Kommunistischen Partei der Sowjetunion ausgezeichnet".
Dies war damals schon so zu lesen.
Übrigens stand das an allen großen Städten hier in Sibirien.

Es war uns nicht ganz einerlei zumute, ein wenig mulmig in der Magengegend. War es doch der Ort, an dem wir vor 50 Jahren ausgeladen wurden.



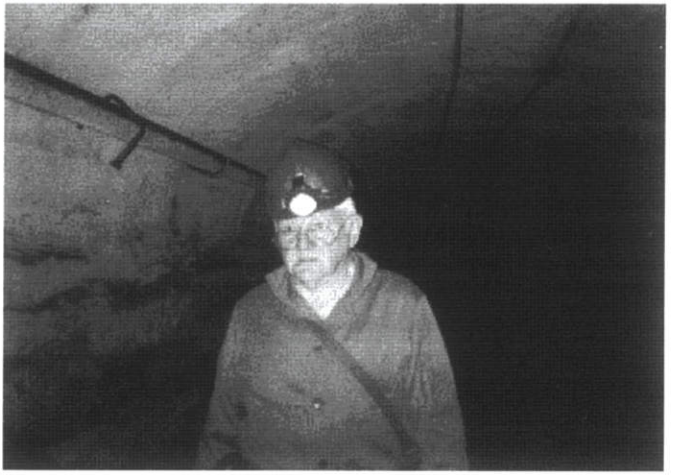
Wir waren alle gespannt, wie es hier inzwischen aussehen würde. Unsere Temperatur erhöhte sich nicht nur in Folge aller inneren Erregung, sondern auch auf Grund der Außentemperatur, die auf 30 Grad angestiegen war - und das in unserem kleinen vollgequetschten Auto. Zum Glück wehte durch das offene Fenster immer ein kühler Wind.
Vorab hatten wir von Tomsk aus mit der Stadtverwaltung von Anscherka telefonisch Verbindung aufgenommen. So kamen wir nicht unverhofft und wurden von der zweiten Bürgermeisterin empfangen.
Man merkte es ihr an, dass sie nicht richtig wusste, was sie mit uns anfangen sollte.
Während unserer Begrüßung wurde ihr mitgeteilt, dass es am nächsten Tag weder Strom noch Wasser geben wird. Sibirien lebte noch wie damals.
Es hatte sich also nichts geändert!
Wir sagten damals immer: „Frühmorgens kein Wasser, spät Abends kein Licht, so lebt der Sowjetbürger, ganz einfach und schlicht" - und so etwas in einer Stadt von über 200 000 Einwohnern und 50 Jahre nach Kriegsende.
Die Bürgermeisterin ließ sich aber nicht aus der Ruhe bringen. Diese Situation war sicher keine Seltenheit. Sie kümmerte sich erst einmal um uns.
Wir erhielten als erstes eine „Sicherheitsnadel" (einen Bewacher...?). Dann erklärte sie uns wo wir schlafen werden - im Hotel „Anscherka", gleich gegenüber (das waren aber ca. 300 Meter) vom Rathaus. Von außen machte das Gebäude einen einigermaßen guten Eindruck. Auch innen war es ordentlich, abgesehen von den Sanitäranlagen, die aber in ganz Sibirien eine einzige Katastrophe waren.
Wir sollten es noch viel schlechter kennen lernen.
Essen mussten wir im Hotel separat. Möglicherweise auch aus Sicherheitsgründen.
Hier in Anscherka war damals unsere Endstation. Vor 50 Jahren wurden wir bei 40 Grad Kälte als politische Gefangene, geschwächt und ausgemergelt in eine für uns völlig andere Welt ausgeladen. An der Stelle, an der wir damals die Waggons verließen, standen wir nun sehr nachdenklich, jeder auf seine Weise sehr aufgewühlt. Es kam, was keiner glaubte, nach so vielen Jahren alles hautnah wieder in Erinnerung und wir kämpften tüchtig mit den Tränen.
Damals standen wir hier nach Kriegsende, doch was wir heute vorfanden, sah aus wie eine Schrottanlage. Es lagen noch, oder schon wieder Eisenbahnschienen aus Dortmund herum.
Bei einem späteren Gespräch erfuhren wir, dass das alte Schienenwerk eingestürzt war und das neue in der hier beginnenden Marktwirtschaft schon bankrott ging.
Es war ein beklemmendes Gefühl, noch einmal auf der Brücke zu stehen, an der damals der Leichenzug an uns vorüberzog. Wir haben noch lange hier verweilt. Jeder hing seinen Gedanken nach.

Wie war es uns damals zumute - mit den Gedanken eines halben Kindes?
Zu diesem Zeitpunkt hatten schon viele mit sich abgeschlossen. So weiß ich noch genau, dass ich mir an dieser Stelle sagte: „Hecht, hier verreckst du nicht, ganz egal, auch wenn du die Heimat niemals wieder siehst, du gibst nicht auf."
Dieser erste, instinktive Entschluss, den ich auf diesem fremden Boden fasste, blieb fest in mir verwurzelt und wurde zum obersten Gebot.
Von der Gleisanlage aus ging es zum ehemaligen Lagergelände. Ich konnte mich noch an einige markante Punkte erinnern. Doch es war zu lange her, um genaue Festlegungen treffen zu können, aber ich fand noch die Stelle wieder, an der mich mein Nachbar Schmidtchen auf dem Weg zum Lager bat, ihm zu helfen.
Als wir nun wieder den Weg ins Lager liefen, hatte ich manchmal das Gefühl, mich an ein Haus, an Vorhänge oder dergleichen genau zu erinnern, aber es war nur ein Gefühl und keine Gewissheit.
Die Häuser unseres damaligen Lagers, auch die, in denen die
Wolga - Deutschen wohnten, sind alle abgerissen. Hier stehen jetzt Steinhäuser, die Lagerhallen gleichen. Aber niemand konnte oder durfte uns Auskunft geben, ob dort etwas gelagert wird.
Das ganze Umfeld ist noch schlechter geworden, als wir es kannten.
Oma verkauft nach wie vor ihr Glas Milch an den Nachbarn, die Hunde laufen auf der Strasse, der Unrat liegt vor den Häusern, die kaputten Dächer, sowie die uralten Trockenklos - wo soll man anfangen und wo aufhören?
Wer es nicht kennt, kann sich das wirklich nicht vorstellen.
Hier, dachten wir damals, sei die Welt zu Ende. Und nun standen wir als wohlsituierte und sicher auch vergleichsweise im Überfluss lebende Deutsche an der Stelle, an die man uns damals zur Schuldabbüßung zwangsdeportiert hatte und sah dieses heutige Elend.
Für die Menschen hier hinten ist die Zeit stehen geblieben, obwohl man andererseits ins Weltall fliegt.
Vom Standpunkt unseres ehemaligen Lagers aus, von dem man die ganze Stadt in ihrem Ausmaß sehen konnte, haben wir gefilmt.
Ein paar alte Frauen, die auch im Schacht 9/15 einmal arbeiten mussten, gaben uns Auskunft über die Vergangenheit. Sie schilderten, dass sie noch vor 20 Jahren aus unserem alten Lagerbrunnen Wasser holten. Kein Mensch würde glauben, in welchen Hütten diese Frauen wohnen, von der Umgebung ganz zu schweigen.
Dann fuhren wir zum Japanerberg, der Stelle, an der 122 Kameraden ihre letzte Ruhe fanden. Hier auf dem Hügel, der damals weit vor der Stadt lag und heute von ihr tangiert wird, habe ich 12 Kameraden mit zur Ruhe gebettet.
Die großen Raben sind nicht mehr zu sehen.
Heute gibt man an, dass alle Toten in Reih und Glied liegen! Das kann ich nicht bestätigen. Dazu waren die Umstände viel zu schwierig. Da, wo uns eine Stelle

günstig erschien, wurde gegraben und beim nächsten Mal wusste niemand, woher die Knochen waren, die herum lagen. Dafür sorgten sicher die wilden Tiere. Und heute sollen die Toten in einer Reihe liegen? Mag glauben wer will, ich jedenfalls nicht!
Die Japaner stellten hier vor Jahren einen Gedenkstein für ihre Toten auf.
Da der Stein immer wieder beschädigt wurde und ihnen die Pflege zu kostspielig wurde, haben sie ihre Toten - so gut sie glaubten - ausgegraben, eingeäschert und nach Japan zurückgeholt.
Nun hat auch die Deutsche Kriegsgräberfürsorge hier hinten in Sibirien Gedenkstätten errichten lassen. Man kann diese als sehr gut beurteilen. Wir haben es kontrolliert. Wer macht es nach uns?
Hier auf dem Japanerberg begegneten wir auch ein paar Russen, die bereitwillig Auskunft über manche wissenswerte Dinge gaben. Doch weshalb man diesen Berg „Japanerberg" nennt, konnten sie uns auch nicht sagen. Gegenüber dieses Berges liegt der Schacht „Fiss-Kulturnik".
Hier wird noch immer gearbeitet. Da unser damaliger Schacht seit drei Jahren geschlossen war, konnten wir in diesen einfahren. Aber das Tor unseres Schachtes wurde bewacht, doch nach Ankündigung hat man uns mit unserer „Sicherheitsnadel" hineingelassen und wir durften filmen, allerdings nur auf dem Gelände. In das Schachtgebäude, das uns interessierte, durften wir nicht hinein.
Wir sahen eine verwahrloste alte Schachtanlage, von Schrottbergen umgeben.
Die Dächer waren alle abgebrannt und „Alt - Lenin" stand noch wegweisend zur kupferrot leuchtenden Schachthalde, als wollte er sagen: „Seht her, das ist aus uns geworden."
Welche Gedanken wohl die jungen Schachtbewacher hatten? „Da kommen jetzt so ein paar Deutsche und wollen diese alten Schrottanlagen auch noch filmen?"
Dann haben wir den Weg ins Lager noch einmal nachgestellt und die Stelle der nahe vorbeifahrenden Transsibirischen Eisenbahn gefilmt. Damals sahen wir, wenn sie in Richtung Westen fuhr, voller Sehnsucht hinterher. Auch jetzt waren unsere Gedanken ähnlich.
Auf welches Abenteuer hatten wir uns eigentlich eingelassen?
Doch wir hatten ja noch viel vor uns und diesmal freiwillig!
Eine Frau rief uns über dem Zaun zu, wir sollten ruhig filmen - vor allem, wie russische Schweine leben. An anderer Stelle wurden wir auch als „Faschistenschweine" beschimpft, die abhauen sollten, denn wir seien doch an allem schuld.
Wir taten immer so, als würden wir es nicht verstehen. Die Anwesenheit unserer „Sicherheitsnadel" sorgte sicherlich mehr für Ruhe, als wir mitbekamen.
Was wäre geworden, wenn er nicht dabei gewesen wäre?

Am folgenden Tag, dem 23. Mai 1997, besuchten wir die Kolchose „Kaila", in der Siegfried Müller zeitweilig arbeiten musste. Wir wurden freundlich

empfangen. Hier gab es noch alte Leute, die sich an die Deutschen erinnern konnten. Nachdem wir auf der Kolchose gefilmt haben, hat man uns zum Mittagessen eingeladen. Als ordentliche Gäste haben wir auch gegessen, obwohl wir in diesem Umfeld alles andere als Appetit hatten.
Ich erinnere mich in diesem Zusammenhang auch an schlimme sanitäre Bedingungen.
Die Leute waren uns gegenüber sehr aufgeschlossen und auskunftsbereit.
Man verabschiedete uns mit einem herzlichen „Doswidanja".
Wir konnten auf unserer Reise bisher immer wieder feststellen, dass ***die alten Leute*** sehr freundlich zu uns waren.
Von der Kolchose ging es zum Schacht „Fiss-Kulturnik". Wir wurden vom Schachtdirektor begrüßt. Unser Besuch war von der Bürgermeisterin
angemeldet worden. In Vorbereitung dieses Besuches hatten wir schon unsere Schuh- und Konfektionsgröße angeben müssen, damit man uns für den Schacht richtig einkleiden konnte.
Nach kurzer Darstellung unseres Vorhabens ging es in Begleitung zweier technischer Leiter in den Schacht. Die Entfernung untertage bis vor Ort wäre sieben bis acht Kilometer gewesen.
Dies war in Anbetracht unserer Filmausrüstung und der zur Verfügung stehenden Zeit nicht machbar, denn wir konnten ja bei aller Großzügigkeit den Betriebsablauf nicht allzu sehr stören. So begnügten wir uns damit, im vorderen Bereich des Schachtes unsere Aufnahmen zu machen. Ich persönlich hatte das Empfinden, dass sich seit damals nichts geändert hat.



Ich wusste, dass es untertage kein Spaziergang ist, doch war es mir, als hätte ich gestern erst den Schacht verlassen. Dies war zwar ein anderer Schacht als der, in dem wir einmal arbeiten mussten, doch der eine glich dem anderen. Es

machte in diesem Augenblick keinen Unterschied. War auch der Fahrstuhl etwas kleiner und es gab kein Schieben oder Drängeln - es war ja auch kein Schichtwechsel - so war es doch noch genau so wie damals.
Auf der Strecke hing noch das alte Telefon an der Wand, es gab noch die alten Hunde (Loren) mit dem Loch im Giebel, in das die Erkennungsmarke des jeweiligen Abschnittes gesteckt wurde. Auch die Schienen wurden noch genau so verlegt, wie früher.
Die einzige Verbesserung war für mich darin zu sehen, dass beim Entleeren der Loren Geräuschschutz getragen wurde und dass man heute Gummistiefel hatte. Damals hatten wir ja nur halbe Galoschen, die mit Draht an den Waden befestigt wurden.
Eine Genugtuung empfand ich wirklich darin, dass ich - anders als damals - nur als Gast hier unten war und bald wieder nach oben durfte.
Oben angekommen konnten wir diesmal schön warm duschen. Wir bekamen sogar Seife, die den Kumpeln auch heute oftmals nicht zur Verfügung steht.
So ein Stück Seife musste uns damals einen ganzen Monat reichen. Ich hätte am liebsten noch eine Stunde unter der Brause gestanden, so angenehm empfand ich das Wasser. Endlich, sich nach Tagen wieder einmal richtig waschen können!
Ich meine wohl, dass sich die Umkleidemöglichkeiten verbessert haben, oder befanden wir uns im Bereich der Leitung? Es war verhältnismäßig sauber. Allerdings war dieser Schacht längst nicht so groß wie der, in dem wir einmal gearbeitet haben.
Im Anschluss an unser unterirdisches Abenteuer wurden wir noch einmal vom Schachtdirektor empfangen - mit Wodka, Bier und einem Imbiss.
In dem folgenden Gespräch erfuhren wir, dass er den Schachtarbeitern acht Monate kein Geld zahlen konnte und dass sie drei Monate gestreikt haben. Sie haben sogar die Transsibirische Eisenbahn blockiert, um auf ihre Probleme aufmerksam zu machen. Aber: „Russland ist groß und Väterchen Jelzin ist weit."
In unserer Gesprächsrunde war auch die Bürgermeisterin anwesend und, wie nicht anders zu erwarten, auch unsere „Sicherheitsnadel". Aber in den Schacht war er nicht mitgekommen!
Vom Direktor des Schachtes wurde uns erklärt, dass es ihm an zuverlässigen Arbeitskräften fehlt. Einer seiner technischen Leiter, der uns in den Schacht begleitete - ein Volksdeutscher - hatte die Ausreisegenehmigung bereits in der Tasche. Im Schacht unterhielt ich mich bereits mit diesem Mann darüber und bemerkte, dass es in Deutschland auch nicht ganz einfach für ihn werden würde. Ihm war das egal, er müsse hier heraus.
Drei Tage vor unserem Besuch hatten die Kumpel gerade erst wieder begonnen zu arbeiten.
Es wurde uns vom Schachtdirektor ferner berichtet, dass die Kohle, die sie fördern, an die Türkei verkauft wird und dass es eineinhalb Jahre dauert, bis sie

dafür von Moskau ihr Geld erhalten. Wenn man diese Verhältnisse in Betracht zieht, ist die „Freie Marktwirtschaft" noch weit entfernt und niemand kann begreifen, warum das so ist.
Es gab zum Schluss auch hier einen herzlichen Abschied, bei dem von russischer Seite ein Wiedersehenswunsch zum Ausdruck gebracht wurde.
Eine Bemerkung vom Schachtdirektor möchte ich noch erwähnen:
„Uns kann niemand helfen, wir müssen uns selber in den Griff bekommen,
auch wenn es noch so schwer ist. Sonst wird es nie etwas. Eine perfekte kapitalistische Unterwanderung bringt unser Land immer mehr in den Abgrund und führt schließlich zur Katastrophe."
Zurück ging es ins Hotel und nach kurzer Pause zur Veranstaltung der Volksdeutschen mit Kulturprogramm.
Es ist schon beeindruckend, wie viel Hoffnung in den Menschen steckt, die alle gern nach Deutschland wollen.
Der Fragen gab es viele, doch mussten wir auch manche Hoffnungen und Vorstellungen trüben. Unsere lieben Volksdeutschen sangen uns noch viele schöne, alte Lieder, so, wie sie 1930 einmal im schwäbischen Dialekt gesungen wurden.
Mit einem Adressenaustausch und einer herzlichen Verabschiedung ging ein langer, langer Tag zu Ende.
Am Folgetag fuhren wir noch einmal zum Japanerberg, um mit dem Trompetensolo „Ich hatte einen Kameraden" für immer von unseren toten Kameraden Abschied zu nehmen.

Ob wohl jemals einer wieder hier herkommt?
Danach folgte die Verabschiedung im Rathaus - russisch, das heißt mit Wodka und den üblichen Zeremonien. Die Bürgermeisterin begleitete uns mit unserer „Sicherheitsnadel" noch bis zum Ortsausgang und ich denke heute, sie waren sicher froh, dass sie uns aus ihrer Verantwortung wieder los waren.
Eine Einladung nach Deutschland lehnte die Bürgermeisterin ab, auch wenn der

Flug von uns bezahlt werde würde, da es in der gegenwärtigen Lage, in der sich Anscherka befindet, schon lange keinen Urlaub mehr für Staatsdiener gibt.
Eine lange Fahrt führte über Kemerowo nach Novokuzneck. Wir hatten die Absicht, in Kemerowo die Brücke, an der ich damals mit baute, zu filmen.
Tamara wollte ihre Bekannten aufsuchen. Dank ihrer Hilfe fanden wir eine gute Strasse, wobei unser Fahrer nicht unerwähnt bleiben darf, der bei diesen Straßenverhältnissen sehr gut fuhr.
Immer wieder wurde das Tanken ein Schauspiel, ebenso der schon zur Gewohnheit gewordene Anblick der am Straßenrand befindlichen Grillstände.
Nach einigen hundert Kilometern hatten wir Kemerowo erreicht.
War es Aufregung, war es Neugierde, was mich nun innerlich so bewegte?
Ich hatte hier in Kemerowo einige Brückenpfeiler der damals einzigen Brücke, die einmal die beiden Stadtteile verbinden sollte, mit in das Flussbett des Toms getrieben. Eine Arbeit, die unter den damaligen Bedingungen lebensgefährlich war. Es war unbeschreiblich hart, denn wir arbeiteten unter 2 at Überdruck.
Heute weiß ich darüber mehr. Ich las in Meyers Lexikon:
„Laut Setter (1911), sowie Hill (engl.1912), dass bei solchen Arbeiten nicht selten schwere Krankheiten (Caissonkrankheit) auftreten, die auf Grund des hohen Luftdruckes entstehen (Stickstoffembolie). Bei solch einer Tätigkeit befinden sich mehr physikalische Gase im Blut und es kommt zu Ohren-, Kopf- und Gliederschmerzen, Nasenbluten, Schlaganfällen, Lähmungen, die in schweren Fällen zum Tod führen."
Wir haben es wohl unserer Jugend zu verdanken gehabt, dass wir diese Sklavenarbeit überstanden haben. Wer weiß, wie viele von uns körperliche Schäden davongetragen haben? Vielleicht hatten wir auch Glück, dass das Lager aufgelöst und wir verlegt wurden.

Mit den Gedanken an diese Arbeit im Kopf erreichten wir die Brücke und ich stand nun vor ihren Pfeilern, die ich damals mit Hans Barnbeck in das Flussbett des Tom getrieben hatte und denen wir ein Stück unserer Jugend opfern mussten. Kann jemand sich vorstellen, was einem da alles durch den Kopf geht?
Leider habe ich kein Boot bekommen, sonst hätte ich noch heute unsere Namen an die Pfeiler geschrieben, aber die Strömung des gewaltigen Flusses war auch zu stark und die Zeit zu kurz.
Hier in Kemerowo machte ich damals zwei Schichten am Tag, tags im Caisson und nachts in der Bäckerei, denn wir hatten doch immer Hunger.
Vor der alten Brücke wird nun eine neue Brücke gebaut. Die Pfeiler stehen schon zwei Jahre.
Hoffentlich mussten die Arbeiter nicht mehr unter den damaligen Bedingungen arbeiten. Wer weiß, ob sie jemals fertig wird. Es ist kein Geld für die Fertigstellung vorhanden.
Aus der gegenüberliegenden Fabrik kommt genau wie damals ein Strom von schäumenden Abwässern.

Der Stadtkern von Kemerowo wurde sehr großzügig mit breiten Straßen und großen Plätzen angelegt.
„Lenin" steht auch hier noch wegweisend auf dem Sockel. Kemerowo ist hier im Bezirk des Kuznecker Gebietes die Hauptstadt. Tamara sagte uns, es ist auch das Zentrum des Verbrechens.
Nachdem Tamara ihre Bekannten aufgesucht hatte, ging es nach kurzer Pause weiter auf die Landstraße, noch einige hundert Kilometer unserem nächsten Ziel entgegen.
Nicht immer waren die Straßen gut. Es gab Frostaufbrüche. Der Frost kam jetzt aus der Erde. Wir mussten öfter aussteigen und unser Auto darüber hinweg schieben.
Die Fahrt nahm kein Ende und die Sonne ging immer weiter im Westen unter. Vorbei ging es an den typischen alten Lehmhäusern und den unübersehbaren Birkenwäldern der Taiga, aber auch an dem ewigen Schrott, der überall herumlag.
Ungewöhnlich waren die Temperaturen - sehr warm und das nun schon über Tage. Es war sehr lange hell - bis 24 Uhr.
Spät in der Nacht, um 2 Uhr, erreichten wir endlich Novokuzneck, das frühere Stalinsk. Hier suchten wir trotz der Nacht Tamaras Bekannte auf, die uns in unsere Unterkunft bringen konnte. Sie hatte aus Kostengründen nicht in dem einzigen Hotel der Stadt, sondern in einer Pension für Artisten aus dem Staatszirkus Quartier für uns gemacht. Lange mussten wir klopfen, ehe man uns einließ. War es hier nicht üblich, nachts Gäste aufzunehmen? Von außen sah das Gebäude wie ein Gefängnis aus, vergitterte Fenster und eine Eisentür.

Mit viel für uns unverständlichem Palaver erhielten wir unsere Zimmer und konnten nach kurzer Toilette endlich in die Koje.
Leider wurde aus dem langersehnten Schlafen in dieser Nacht nicht viel. Mücken und Fliegen hatten ihren Spaß an uns. Am nächsten Morgen, einem Sonntag, stellten wir erst einmal so richtig fest, wo wir gelandet waren. Die Umstände waren sagenhaft.
Die Brille der Toilette hing an einem Nagel an der Wand und war mit einer Mullbinde umwickelt. Der Spülkasten war mit einer Angelsehne versehen, an der eine rostige Schraube hing. Eine Badewanne war vorhanden, doch aus hygienischen Gründen war es ratsam, sich nur zum Duschen hineinzustellen. Das Wasser lief nur ganz langsam ab, so dass alles schwamm. Vom Wasch-becken ganz zu schweigen. Hier konnten wir uns nur unter fließendem Wasser waschen und rasieren. Der Spiegel war so niedrig angebracht, dass man dies fast auf Knien erledigen musste. Die Armaturen hingen lose an der Wand. Auf der Strasse vor der Pension stand ein Müllcontainer, der schon Wochen nicht entsorgt worden war und uns mit seinem Anblick bis zu unserer Abreise erfreute. Die Dachrinnen waren entzwei oder fehlten ganz. Die Fassade machte den Eindruck, als hätte sie den Zaren schon überlebt. Trotz allem beschlossen wir, uns in den nächsten Tagen damit zu begnügen, denn wir wollten von hier aus unsere nächsten Ziele ansteuern.
Wir kamen abends tot müde zurück und waren froh, überhaupt eine Unterkunft zu haben.
Unser Auto haben wir nachts auf einem bewachten Parkplatz abgestellt.
In der Pension gab es kein Essen und so mussten wir uns selbst verpflegen. Die alte Frau am Schalter war so nett und bereitete uns immer eine Kanne heißen Wassers, mit welchem wir uns Kaffee und Tee aufbrühen konnten. Wir gaben ihr für ihre Gefälligkeit etwas von unserer Wurst ab, mal ein Stück Seife oder sonstige kleine Geschenke. Sie brachte uns dann als Dank ein paar Pellkartoffeln mit. In meiner Erinnerung spielten damals die Pellkartoffeln schon einmal eine Rolle in Stalinsk.
Abends, wenn wir von unserer Tagestour zurück kamen, stand schon immer ein Trupp kleiner Jungen vor der Tür und wartete auf Kaugummi.
Bald mussten wir feststellen, dass außer uns noch andere Mieter die Zimmer bewohnten, die Kakerlaken. Ich machte Jagd und legte sie auf ein Stück Papier ins Fenster. In den kommenden Tagen wurden es immer mehr. Sie blieben bis zum Schluss liegen, sie waren ja hier zu Hause.
In einer Ecke des Zimmers befand sich ein Berg Papier, so dachten wir jedenfalls. Später bemerkten wir, dass es sich um einen Papierkorb handelte, der schon ewig nicht entleert wurde.
Es gab auch Komfort - einen Fernseher, aber der Stecker fehlte und das Anschlusskabel war auf dem Fußboden festgenagelt. Der Kühlschrank machte Geräusche wie eine Straßenbahn. Günter Polster wollte ihn deshalb aus der

Steckdose ziehen, aber denkste - der Stecker war in der Steckdose festgebrannt, so dass es nur mit Gewalt gelang. Wir dachten, ein Komet fliegt durch das Zimmer!
Nachts haben wir unsere Tür regelrecht mit allem, was sich dazu anbot, verrammelt. Das gesamte Geld unserer Gruppe trug ich doch den ganzen Tag in einer Bauchbinde versteckt am Körper herum. Und das bei diesen Temperaturen. Es wurde logischerweise feucht und so mussten wir es nachts immer auf einer Decke trocknen.
Eines Tages hatte man unser Zimmer mit Desinfektionsmittel gewischt. Es lag so stark in der Raumluft, dass uns die Augen tränten und die Luft weg blieb. Aber die Kakerlaken lagen immer noch an ihrem Platz. Doch haben wir die Tage des Aufenthaltes im „Hotel zur goldenen Wanze", wie wir es getauft hatten, gut überstanden.
Bezahlt wurde, wie überall, mit Millionenbeträgen. Am Schalter befand sich ein Aushang: „Befehl - Ausländer bezahlen das Doppelte."
Wie schon gesagt, war der erste Tag hier in Novokuzneck ein Sonntag und wir waren auf uns allein gestellt. Unsere ortskundige Tamara, der es ohne „Sicherheitsnadel" auch nicht so geheuer war, führte uns an den Stadtrand auf eine Anhöhe, von der wir ein Lager, heute heißt es „Abagur", im vollen Ausmaß sehen konnten. Auch Günter Polster und ich saßen Ende 1949 einmal in diesem Lager. Hier haben wir damals sozusagen das Beten gelernt. Hunger, bis zu 56 Grad Kälte und schwerste Arbeit standen auf der Tagesordnung. Nachts wurde alles, was man hatte, angezogen, um sich vor der Kälte zu schützen.
Wenn wir nachts auf die Toilette mussten, dies war ja bei der Wassersuppe öfter der Fall, sah man die Kumpel vor Hunger immer „Trockenkauen".
In diesem Lager hatte ich auch einmal ein trauriges Erlebnis. Ein Kamerad hatte, ohne darauf zu achten, auf der Toilette ein Stück Zeitungspapier mit Stalins Abbild benutzt. Wie in allen Lagern, so gab es auch hier Spitzel, die dies gemeldet haben müssen. Wir haben den Kameraden nicht wieder gesehen.
„Der größte Schuft im ganzen Land ist und bleibt der Denunziant."

In diesem Lager „Abagur“ sitzen also heute noch kriminelle Gefangene, es sollen sich auch fünf Prozent politische darunter befinden.
Dies ist ein Lager, in dem schon vor Stalin Gefangene gesessen haben und das wirklich Geschichte geschrieben hat. Wie viele Gefangene hier schon im Laufe der Generationen umkamen, wird Gott allein wissen.
Wie Sibirien gegenwärtig mit Kriminellen übersät sein muss, sieht man daran, dass die Gefängnisse alle doppelt und dreifach belegt sind. Es müssen dort grausame Zustände herrschen, denn anders ist es nicht zu erklären, dass vor zwei Jahren bei einer Hitzeperiode über 100 Gefangene verdurstet sind, weil das Wachpersonal einfach die Wasserzufuhr unterbrach.
Was gilt hier der Mensch?
Hier in Novokuzneck wurden von deutschen Kriegsgefangenen unter Leitung eines deutschen Bauingenieurs Häuser gebaut, die heute noch Hochachtung finden. Die Menschen, die in diesen Häusern wohnen, werden beneidet, weil die Fenster und Türen immer noch schließen.
Anders als die Kriegsgefangenen hatten wir immer die Worte der
Wolga-Deutschen aus Anscherka im Kopf.
Zurück zur Anhöhe im Lager „Abagur“. Hier oben waren unsere Erinnerungen wieder sehr schmerzhaft. Wir mussten uns die Tränen verkneifen. Es waren auch noch Reste eines anderen Lagers vorhanden. Derer gab es ja um Novokuzneck genügend. Die „Sibirischen Glocken“ verstummten hier die ganze Nacht nicht.
So, wie es viele Lager gegeben hat, muss es auch viele Grabstätten von Gefangenen geben, die man heute nach so langer Zeit versucht, ausfindig zu machen. Eine kleine russische Gruppe hat es sich zur Aufgabe gemacht, diese Grabstellen zu suchen und ihnen einen würdigen Rahmen zu geben. Tausende namenloser Gefangener werden in der Erde Sibiriens ruhen, deren Namen niemand erfährt und deren Angehörige niemals eine Nachricht erhalten.
Wenn wir auch nur wenigen unsere letzte Ehre erweisen konnten, so war es doch für alle eine Genugtuung.

Es ist sicher von unschätzbarem Wert, dass es in Russland Menschen gibt wie Gennadij Schabalin, der sich mit seinem nicht gerade vertrauenerweckenden
Auto der Sache annimmt und nach weiteren Grabstellen sucht. Auch der Gruppe um Simeon Wilenski kann nicht genug gedankt werden für ihre Arbeit im Moskauer Archiv, die es wieder möglich machte, wichtige Dokumente und Listen für uns zu besorgen. Sicher ist der eine oder andere Name von bisher ungeklärten Schicksalen dabei. Wie schwer diese Unterlagen zu übersetzen sind, weiß unsere Dolmetscherin Tamara. Oftmals ist nur auf Pergamentpapier geschrieben, schlecht lesbar und falsch aus dem Deutschen übertragen, so dass andere Namen entstanden.

Hier von der Anhöhe über der Stadt verschafften wir uns auch einen Überblick über das gewaltige Ausmaß des Kuznecker Industriegebietes. Wenn ich auch schon einmal darauf verwies, dass es kaum glaubhaft zu schildern ist, so will ich es doch noch kurz versuchen.

Ein einziger Schleier von Smokwolken stand über der Stadt. Es ist kein Wunder, dass hier von zehn Kindern acht mit Leukämie geboren werden und dass die Flüsse mit Quecksilber verseucht sind. Wir konnten über dreihundert Schornsteine zählen, aus denen teilweise rostroter Qualm ausgestoßen wurde. Eine spätere diesbezügliche Nachfrage beim Bürgermeister der Stadt ergab die Antwort, es sei kein Geld für Filter vorhanden.
Ein strapaziöser Tag ging zu Ende.
Der Montag, 26. Mai 1997, begann mit einem Empfang beim Bürgermeister in der Administration. Wir waren angekündigt. Das riesige Gebäude, das schon einmal bessere Zeiten gesehen haben muss, war beeindruckend. Die Stadt Novokuzneck hat heute über 500 000 Einwohner. Der Empfang war herzlich. Diese Gespräche waren immer von langer Dauer, für unseren Kameramann viel zu lange. In dieser Zeit bestand keine Möglichkeit, am Filmprojekt zu arbeiten. Der Wissensdurst der Leute war unerschöpflich, auch bei einem Bürgermeister einer so großen Stadt, denn sonst hätte er sich nicht so lange mit uns beschäftigt. Er hatte sicher noch andere und wichtigere Probleme.
Er war erstaunt, dass wir uns schon einen ganzen Tag in seiner Stadt aufgehalten hatten, ohne dass er davon Kenntnis erhielt. Wieder bekamen wir einen Begleitschutz. Dies war wohl nötiger, als wir annahmen.
Wir erfuhren, dass einen Tag nach unserer Abreise von Anscherka in der Unterkunft, in der wir übernachteten, ein Ehepaar mit vier Kindern erschossen wurde. Es handelte sich um eine jüdische Familie, die ausreisen wollte, ihr Hab und Gut verkauft hatte und schon im Besitz der Papiere war.
Auch hier in Novokuzneck ließen uns die Medien nicht los, waren unser steter

Begleiter. Teils war es ganz gut, denn vielleicht haben sie damit manches von uns abgewendet.
Der Kauf einer Zahnbürste verdeutlicht vielleicht einiges.
Ich hatte meine Zahnbürste verbummelt, musste also eine neue an einem Kiosk für 12 500 Rubel kaufen. Da ich nur mit einem 100 000 Rubelschein bezahlen konnte, steckte ich das Wechselgeld in die Brusttasche meines Hemdes. Die Verkäuferin sagte ganz aufgeregt: „Nein, nein - zapp-zerapp", nahm mir das Geld aus der Tasche und zeigte, ich solle es in die Hosentasche stecken.
Dies kleine Beispiel zeigt, in welcher Gefahr wir waren und wie nötig unser Schutz war.

An der Heldengedenkstätte in Novokuzneck legten wir Blumen nieder, natürlich mit dem Fernsehen als Berichterstatter.
Danach aßen wir im Speisesaal der Administration zu Mittag. Leute, die uns im Fernsehen gesehen hatten, kamen wieder auf uns zu und stellten erneut die Frage: „Wie ist es in Deutschland?"
Anschließend ging es nach Prokopjewsk, einer Stadt von über 200 000 Einwohnern, zum Empfang beim Bürgermeister.
Nach Erklärung unseres Anliegens stand ihm die Aufregung ins Gesicht geschrieben. Er war völlig überrascht von unserem Vorhaben, einen Gedenkstein, der von der "Stiftung der politisch Verfolgten" und der Kriegsgräberfürsorge bereits vor zwei Jahren in Auftrag gegeben und an die Stadt bezahlt worden war, zu besichtigen. Es handelte sich dabei um einen Gedenkstein für die hier hinten verstorbenen Frauen.
Er erklärte uns, er sei erst ein Jahr im Amt und sein Vorgänger habe ihn nicht darüber informiert. Sicher hat sein Vorgänger (oder er selbst) nicht damit gerechnet, dass einmal jemand aus Deutschland kommen wird und sehen will, wo der Stein steht. Doch muss man dem Amtsträger bescheinigen, dass er sofort alles in Bewegung gesetzt hat, um diese Angelegenheit so schnell wie möglich in Ordnung zu bringen.
Er beorderte sofort ein Auto mit einem kompetenten Beamten, der mit uns in den nahegelegenen Steinbruch zu fahren hatte (etwa 100 km), um einen passenden Stein auszusuchen. Die Strasse dorthin war nicht gerade verkehrs-freundlich. Auf der Rückfahrt war die Staubentwicklung so groß, dass wir unsere Begleitung und auch die „Sicherheitsnadel" verloren hatten. So saßen wir allein mitten in der Taiga und machten eine unfreiwillige Pause. Dies in der Hoffnung, man möge uns bald finden. Der gute Spürsinn unseres Fahrers brachte uns aber auf die richtige Spur und so landeten wir wohlbehalten, über Stock und Stein geschüttelt, in Prokopjewsk. Die Aufregung war schon groß, man hatte bereits die Miliz verständigt, um nach uns zu suchen und war glücklich, dass wir wieder da waren.
Nach einem guten Mittagessen in einem Hotel, in dem wir die einzigen Gäste

waren, fuhren wir mit dem Zug zurück nach Novokuzneck. Begleitet wurden wir von der Miliz, die einen ganzen Waggon für unsere Rückfahrt frei machte, damit wir ungestört filmen konnten. Unsere Begleitung nahmen wir wohlwollend an, denn auf den Bahnhofsvorplätzen hielten sich vor allem in Novokuzneck viele undurchsichtige Gestalten auf. Auf all unseren Stationen fiel uns immer ein mit vier Personen besetzter Lada auf. Im nachhinein habe ich diese Sache auf dem Video von Siegfried Müller noch einmal bestätigt gefunden. Aber es ist nicht klar, ob es eine uns belauernde Truppe, oder heimliche Beobachter waren.
Ich glaube, die Bereitstellung eines Waggons zum Filmen auf diese Art und Weise wäre in Deutschland unmöglich gewesen. Es zeugt doch immer noch von einer zentralen Befehlsgewalt.
Wieder in der „Goldenen Wanze" angekommen, habe ich noch einmal versucht, zu Hause anzurufen. Es war auf Grund der Zeitverschiebung und unserer Möglichkeiten nicht ganz einfach. Wir suchten dann Tamaras Bekannte auf, die in einem mehrgeschossigen Haus wohnten. Es besaß einen Fahrstuhl. Das Licht funktionierte nicht und so war es sehr dunkel. Die Zimmertür war dreifach gesichert. Dafür hatten wir inzwischen schon Verständnis. Der Bekannte, der mit Tamaras Mann zusammen in einer Staffel als Hubschrauberpilot tätig war, brachte uns aus Sicherheitsgründen in unsere Unterkunft zurück. Er wollte uns auch über die Stadt fliegen, aber der Dunst war wegen der anhaltenden Hitze zu stark.
Nachdem wir uns geduscht und die obligatirische Mückenjagd veranstaltet hatten, fielen wir erschöpft in die Betten.
Mit Presse und Fernsehen ging es am nächsten Tag wieder in die Botanik. Hier hatte man vor kurzem erst eine Grabstätte von deutschen Gefangenen ausgemacht. Ein in der Nähe wohnender Wolga-Deutscher erklärte uns: „Ja, ja - da haben sie sie immer beigebuddelt."
Zurück zur Stadt trennten sich unsere Wege. Günter fuhr noch einmal nach Prokopjewsk, um die Angelegenheit mit dem Stein im Auge zu behalten, was auch sehr notwendig war. Es hatte sich nämlich noch nichts weiter getan. Als er dann sagte, dass wir am nächsten Tag mit der Presse, dem Fernsehen, einem Popen und Studenten von der Hochschule kommen würden, bewegte sich einiges.
Wir, die in der Stadt geblieben sind, haben hier gefilmt, auch an einer Stelle, an der einmal ein Lager war. Ein vorbeigehender Passant beschimpfte uns mit den üblichen Worten.
Auch die Fabrik „TEZ", in der wir einmal arbeiteten, haben wir gefunden. Die gegenüberliegende Fabrik war mit einem hohen Bretterzaun vor Einblicken geschützt. Es ist auch noch so, wie wir es kannten. Es sagt uns niemand, was hier produziert wird. Tamara weiß, dass in diesem Werk ca. 60 000 Menschen arbeiten.

Am folgenden Tag haben wir uns vom Bürgermeister verabschiedet. Er brachte den Wunsch zum Ausdruck, dass wir so vielen Menschen wie möglich von den Problemen in Sibirien berichten sollen.
Dann ging es ab nach Prokopjewsk zur Gedenksteineinweihung. Vorher hatten wir noch ein paar Studenten abgeholt, die mit dem Auto unserer „Sicherheitsnadel" mitfahren konnten.
In Tirgan, wo die Ruhestätte der Frauen war, stand nun der Stein. Er war noch nicht fertig. Die von uns mitgebrachten Tafeln waren noch nicht befestigt. So hat es noch eine ganze Weile gedauert, bis die Zeremonie beginnen konnte. Presse und Fernsehen waren dabei.
Der Weg dorthin war alles andere als ein Weg, geschweige denn eine Strasse. Ich habe nur unseren Fahrer bewundert, dass er nicht einmal gesagt hat, dass er diesen Weg nicht fährt. Keiner von uns wäre mit seinem Auto dort hingefahren, noch dazu, wo das Getriebe schon Geräusche von sich gab und wir noch Hunderte von Kilometern zu fahren hatten.
Endlich war der Stein so weit fertiggestellt, dass die Tafeln angebracht werden konnten, doch es waren weder Schrauben noch Klebstoff vorhanden. Wir wussten einen deutsch/russischen Rat.
Die Studenten bekamen von uns Kaugummi. Nachdem sie ihn richtig durchgekaut hatten, benutzten wir ihn zum Ankleben der Tafeln.
Die Reporter führten inzwischen ihre Interviews durch und filmten. Dann endlich war es so weit und der Stein konnte eingeweiht werden. Ein Pope verrichtete dabei auch seine Arbeit, aber nicht nur aus christlicher Nächstenliebe!
Die Studentinnen versprachen, die Gedenkstätte zu pflegen. Sie liegt in einem herrlichen Birkenwald. In ihm leuchteten wundervolle orange-rote Trollblumen - ein unvergessener Anblick.
Nachdem alles zu unserer Zufriedenheit gelaufen war, ging es ab in Richtung Novokuzneck. Dies war der letzte Tag unseres Abenteuers, aber die Aufgaben waren noch lange nicht erfüllt.
Es warteten im Hörsaal der Hochschule eine Gruppe Volksdeutscher und einige Reporter auf uns.
Wir hatten uns auf unserer langen Fahrt leider verspätet. Es war bereits nach 21 Uhr, als wir ankamen. Es wurde aber noch bis in die Nacht hinein mit uns diskutiert. Man wollte alles über Deutschland wissen, u.a. warum nach ihrer Meinung so wenig geholfen würde. Dergestalt gab es viele Fragen, auf die wir auch ganz offen antworteten. Sie haben von Deutschland utopische Vorstellungen. Man hat uns auch gefragt, weshalb man uns damals nach Russland brachte, wir seien doch noch so jung, was wir getan hätten?
Zum Schluss stand ein Reporter auf und sagte: „Sicher ist Sibirien eher eine chinesische Provinz, ehe Europa Hilfe leistet."
Aber wo fängt man an und wo hört man auf?

Der Schachtdirektor hat es ganz richtig erkannt: Nur Russland selbst kann sich helfen!
Erst nach 24 Uhr beendeten wir die Diskussion. Einige begleiteten uns noch bis zu unserer Pension. Dann gab es einen Abschied mit vielen gegenseitigen Wünschen.
Es war der letzte Abschied hier hinten in Sibirien und ich muss sagen, ich schaute sehnsüchtig einem Flugzeug nach, dass seine Kondensstreifen am Himmel in Richtung Westen zog.
Früh um fünf Uhr fuhren wir von Novokuzneck ab. Nun endlich hatten wir die Sonne im Rücken und fuhren mit der Zeit. In diesen frühen Morgenstunden zeigte sich uns die Taiga noch einmal in ihrer ganzen Herrlichkeit - ein Wunder der Natur.
Man fragt sich nur, wie lange noch hält sie dem Dreck der Menschen stand?
Endlos lange Strassen, hin und wieder ein Grillstand am Rande, in der Ferne ein paar berittene Kuhhirten und dort, wo der Wald einen Durchblick gewährte, zeigten sich am Horizont die nicht enden wollenden Schachthalden. Oftmals sah man am Himmel eine kilometerlange Rauchfahne. Nach Hunderten von Kilometer dann eine kleine Ortschaft mit einem Magazin und ein paar alten Frauen, die die Milch ihrer Kuh, ein paar Sonnenblumenkerne oder ein paar selbstgebackene Plinsen verkauften. Auf halber Strecke dann ein etwas größerer Imbiss - wir hielten.
Etwa 30 Händler, die ihre Waren anboten. Es gab alles, was die Menschen hier zum Leben brauchen. Angefangen von Milch in Brauseflaschen oder Einmachgläsern, Fleisch, selbstgebackenem Brot, Fleisch auf einem Stück Draht, Stoffe oder Gardienen.
Nach kurzer Rast ging es dann weiter. Uns begleitete das immer stärker werdende und nicht gerade vertrauensvolle Geräusch unseres Fahrzeuges. Der Fahrer hatte auch schon ein paar Mal nachgesehen und so fuhr der stillschweigende Gedanke mit: hoffentlich geht noch alles gut. Dazu kamen noch die Straßen, die durch immer mehr werdende Frostaufbrüche ihre Probleme mit sich brachten, so dass wir oft aussteigen mussten, um zu schieben.
So fuhren wir Stunde um Stunde, immer mal wieder mit einer kleinen Unterbrechung zum Tanken, oder was mal so zu erledigen war. Auch mussten wir uns einmal aus unserem „Käfig" befreien, um uns zu strecken. Die Enge war bei der Länge der Fahrt fast unerträglich geworden. Am Straßenrand standen Autos, auf deren Kühler Fleisch zum Verkauf angeboten wurde, bei all dem Staub und in der Sonne.
Doch dann endlich zeigten die Wegweiser uns den Kilometerstand nach Novosibirsk an - noch 150 Kilometer, noch 100, noch 50 und wir hatten Novosibirsk in seiner ganzen Größe vor uns.
Eine riesige Stadt. Am Stadteingang auf beiden Seiten ein unübersehbarer Basar, so etwas habe ich noch nicht gesehen. Er war mit einer hohen Mauer umgeben.

Gern hätte ich einmal hinein gesehen, doch hätte es viel zu viel Zeit in Anspruch genommen. Zudem waren wir von der langen Fahrt auch zu sehr geschafft. Im Zentrum waren wir dann noch in einem Warenhaus und haben ein paar Souvenirs gekauft.
Gegenüber vom Warenhaus stand an einer Wand in großen Buchstaben:
„Gorbatschow - ein Geschenk des Teufels".
Hier in diesem großen Haus bediente man uns noch mit der alten Idioten - Harfe (Rechenmaschine mit Holzkugeln).
Dann ging es zum Flughafen. Tamara hatte ihren Rückflugschein verlängern lassen, denn sie wollte die Gelegenheit nutzen, noch eine Weile im Lande zu bleiben. Wer weiß, ob sie noch einmal hierher kommt. Zum Flughafen - Hotel waren es nochmals 60 Kilometer. Hier war wieder die übliche Handhabung mit der Bezahlung der Zimmer zu absolvieren.
Günter Polster und Wolfgang Schwaneberg, mit mir als lebendem Geldtresor, haben erst einmal mit dem Fahrer, der endlich nach Hause wollte, abgerechnet.
Siegfried Müller bewachte in der Zwischenzeit unser Gepäck und dann konnten wir in unsere Zimmer, bei denen man endlich wieder einmal Sauberkeit vorfand - saubere Betten und eine ordentliche Sanitäranlage, bei der man das schöne warme Wasser so richtig ausgiebig genießen konnte.
Danach trafen wir uns zum letzten, gemeinsamen Abendessen. Mit Bier, unserem übrig gebliebenen Schinken und einer Soljanka ließen wir den Abend und wohl auch unsere gemeinsame Reise langsam ausklingen.
Wir gingen noch einmal zum Flughafen, um festzustellen, wie lange wir mit unserem ganzen Gepäck am Morgen brauchen würden, denn den Abflug wollten wir auf gar keinen Fall verpassen - jeder freute sich doch auf zu Hause.
Es war spät geworden, aber weil es hier so lange hell war, hat man das gar nicht so gemerkt.
Am Kiosk führten wir noch eine interessante Unterhaltung mit einer Verkäuferin. Sie war sehr engagiert. Sie erzählte uns, dass sie mit ihrem Mann, einem Offizier, vier Jahre in Frankfurt/Oder gelebt hatte, jetzt aber geschieden sei.
Ich telefonierte noch nach Hause - fünf Minuten kosteten 52 000 Rubel.
Gut geschlafen ging es am nächsten Morgen, es war Freitag, der 30. Mai, zum Flughafen.
Schon wieder war die engagierte Verkäuferin in ihrem Kiosk am Werk und rief uns zu: „Gute Reise, kommen sie gut nach Deutschland und kommen sie wieder!" Sicher bewirtschaftete sie diesen Kiosk privat, denn sie war ja fast rund um die Uhr anwesend.
Tamara brachte uns noch zur Kontrolle und wir verabschiedeten uns herzlich von ihr.
Pflichtbewusst hatte sie gewartet, bis alle Formalitäten erledigt und wir durch die Kontrolle waren.

Die russischen Passagiere wurden stärker kontrolliert, obwohl es ein Inlandflug war. Es war eine große Maschine, in der viele Hunde und andere Kleintiere transportiert wurden, aber in extra Containern.
Auf dem langen Flug bis Moskau hatten wir eine gute Sicht. Ich hatte einen Fensterplatz und konnte alles noch einmal genießen - die unendlichen Weiten mit den riesigen Wäldern und den Flüssen, die sich wie kleine Bäche durch die Landschaft zogen. Über dem Ural flogen wir leider in den Wolken, aber danach hellte es auf. Hin und wieder sah man eine Ortschaft und dann die Wolga, die sich fast wie ein Meer durch das Land wand.
Nun war es nicht mehr weit. Es kam auch bald die Aufforderung zum Anschnallen und das Flugzeug setzte in Moskau sicher zur Landung an. Wir drehten noch eine große Runde auf dem Rollfeld, als wollte der Kapitän uns zeigen, wie viele defekte Flugzeuge in Moskau auf dem Flugplatz stehen.
Als wir mit allem Gepäck durch den Zoll kamen...Und wer stand da?
Unsere Moskauer Freunde und natürlich auch Viktor.
Ich war nun sein bester Freund geworden, denn er kannte den Harz und der war für ihn wohl eine gute Erinnerung in seinem Leben.
Wir hatten ein paar Stunden Aufenthalt und mussten wie immer unser Gepäck im Auge behalten. Dabei waren uns unsere Freunde eine große Hilfe.
Viele Bücher gaben sie uns für Berlin mit, so dass wir doch erneut viel zu schleppen hatten. Auch Dokumente aus dem Moskauer Archiv gaben sie uns mit. Wünschen wir ihnen ein langes Leben, damit sie ihre Ziele, noch viel an die Öffentlichkeit zu bringen, verwirklichen können.
Wir verkürzten uns die Zeit mit Diskussionen - ganz aktuell war das Thema über die Verurteilung von „Wolf", es stand in allen Zeitungen.
Rubel hatte ich nun nicht mehr zu bewachen. Den Rest meiner eigenen hatte ich Tamara geschenkt.
Dann war es endlich so weit. Auf, auf zum letzten Gefecht, Abschied von den Freunden, von Moskau, von Sibirien - werde ich es noch einmal sehen?
Durch den Zoll ins Flugzeug Richtung Deutschland, diesmal eine kleinere Maschine. Ich bekam erneut einen Fensterplatz. Pünktlich um 14.15 Uhr hob der Flieger ab und wir landeten nach zwei Stunden Flug glücklich in Berlin/Schönefeld.
Wir waren nach einem langen und nicht immer gefahrlosen Abenteuer endlich wieder in der Heimat.
Am Flughafen wurden wir von unseren Angehörigen in Empfang genommen und herzlich begrüßt.
Meine Frau hatte für Tamara einen Blumenstrauß mitgebracht, denn sie hatte am 28. Mai Geburtstag. Sie wusste nicht, dass Tamara nicht mitkommt und so stand der Strauß noch ungewöhnlich lange - drei Wochen - in unserer Wohnung und erinnerte mich an die Reise.

Wir gingen nicht auseinander ohne zu verabreden, unsere Unternehmung noch einmal auszuwerten. So wollten wir uns am 05.August bei uns im Harz, in Gernrode treffen. Wir waren uns sicher, dass die Filmaufnahmen ein einmaliges Dokument darstellen werden.
Auf welches Abenteuer wir uns eingelassen hatten, wurde mir so richtig erst im nachhinein deutlich. Das Gebiet, in das wir einmal zwangsdeportiert wurden, war und ist das größte Industriegebiet Russlands mit all seinen Schrecken, Katastrophen und Geheimnissen.
Es ist erst seit ein paar Jahren für Ausländer zugänglich und das nur beschränkt.
Dieses Gebiet, das Kuzneck - Becken, war eine verbotene Zone, deren geheime Industrie und deren riesigen Städte damals und teilweise heute auf keiner Landkarte zu finden waren oder sind. Nicht nur die Industrie ist gewaltig, die direkt an den Erz-, Kohle-, Öl- und Goldvorkommen gebaut wurde, auch die Rußschleier, die über dem ganzen Gebiet liegen, die Stein-, Stahl- und Schrottberge.
Die unendlichen Weiten der Taiga mit ihrem sumpfigen Urwald und den unübersehbaren Birkenwäldern verbergen Schätze von unglaublichem Wert.
Auf den gewaltigen Flüssen, die sich durch Sibirien winden, vor allem dem Tom, der jede größere Stadt passiert, wird das Holz aus der Taiga geflößt.
Die klimatischen Schwankungen zwischen Sommer und Winter haben den Sibirier geprägt.
Kälte bis unter 60 Grad waren damals keine Seltenheit. Heute hat sich auch hier das Klima erwärmt. Die Temperaturen sind in den letzten Jahren nicht über
50 Grad Kälte angestiegen.
Dazu kommen das subtropische Klima in den Sommermonaten Juli/August, die gewaltigen Regengüsse, sowie die Trockenheit mit ihrem ganzen Staub. In all diesen undenkbaren Unterschieden der Natur und des Raubbaus der Menschen gedeihen hier Pflanzen und Blumen, von deren Schönheit man berichten muss.
Die Natur ist gegenüber dem Industrie - Smok wohl schon resistent. Anders ist es nicht zu verstehen, dass hier bei all den Rußschwaden, die auf die Städte und Wälder niedergehen, noch irgend etwas gedeiht.
Die riesigen Kolchosen, auf denen in der Nacht Feuer gemacht wird, um die Wölfe fern zu halten, versorgen die Bevölkerung mit allem Bescheidenen, was man in Sibirien zum Leben benötigt.
Alle Versuche, hier über den Aufbau mit Geheimflügen etwas in Erfahrung zu bringen, scheiterten bis vor kurzem noch an den Raketen der russischen Luftabwehr.
Die Bevölkerung Sibiriens setzt sich aus einem Gemisch von mehreren Völkerstämmen zusammen, die im Laufe von Generationen nach Sibirien wanderten oder dorthin verbannt wurden. Dazu kamen nach dem Kriege die aus deutscher Gefangenschaft an Russland übergebenen Gefangenen, die dann zur Strafe als Vaterlandsverräter nach Sibirien verbannt wurden.

Die gewaltige Industrie wurde einmal auf den Leibern der Zwangsarbeiter errichtet, die das Gebiet nicht weiter als 30 Kilometer im Umkreis verlassen durften.
Viel hat sich hier hinten nicht geändert. Die schwefelgelben und fuchsroten Schwaden aus Hunderten von Schornsteinen ziehen heute noch über das Land. Die ganze Luft riecht stechend nach Chemikalien. Heute noch weiß wahrscheinlich keiner so richtig, was hier im Kemerowoer Gebiet alles produziert wird. Nur durch die totale Ausbeutung des Menschen kann sich dieses große Land am Leben erhalten. Hier hat sich seit Menschengedenken nichts verändert.
Welch Reichtum und welche Armut sich in diesem großen Land gegenüberstehen, ist nicht zu beschreiben. Der Reichtum sind die Bodenschätze, die Armut ist bei den Menschen, die in Not und Elend leben. Was müssen diese Menschen opfern für Weltraum und Forschung?
Die Not wird immer größer. Was muss in einem Land vorgehen, in dem die schönsten Rassepferde der Welt aus Not geschlachtet werden, weil die Besitzer das Futter nicht mehr bezahlen können?

Fast auf den Tag genau, am 31.05.1952, war ich schon einmal aus dem gelobten Lande zurückgekehrt. Irgend etwas verbindet mich mit den einfachen, in ihren alten Holzhäusern lebenden alten Menschen in Sibirien. Dieses Gefühl hatten alle, die an der Reise teilgenommen hatten und schon einmal dort hinten waren. War es die Not, die wir einmal geteilt haben, indem die Ärmsten der Armen trotz Leid und Schmerz des Krieges auch ihr Weniges mit uns teilten?
Damals waren wir zu jung und mit uns selbst beschäftigt, sowie unwissend über das ewige Morden seit Generationen in Sibirien. Welcher Gefahr waren wir damals ausgesetzt?
Bei unserer Reise wurde uns immer wieder durch die alten Leuten in Wort und Bild die Vergangenheit vor Augen geführt, was ein Menschenleben mit politischem Status als Gefangener wert war.
Das Wort Sibirien war von jeher mit den Gedanken an Verbannung und Zwangsarbeit verbunden. Wenn ich heute nach unserer Reise Resümee ziehe, so möchte ich sagen, dass alle Birken Sibiriens nicht ausreichen würden, um auf den Gräber der unschuldig umgebrachten Menschen ein Kreuz aufzustellen.
Wenn wir mit unserem Besuch und dem nun entstehenden Zeitzeugenbericht auch nur ein klein wenig dazu beitragen können, dass sich die Rechtlosigkeit und Schmach, die wir erleben mussten, nicht wiederholt, haben sich das Risiko und die Strapazen auf dieser Reise in die Vergangenheit gelohnt.

Herbert Hecht im Jahre 1952

Wehret den Anfängen

Einst sangen wir fröhliche Kinderlieder. Noch eher der Frühling des Lebens begann, lernten wir schon marschieren in frohen Kinderjahren. Ein Fähnlein wehte uns voran und jeder wollte es einmal tragen. Bald schlug ein Trommler zu Gleichschritt den Takt und aus dem Fähnlein wurde eine Fahne, es war die Fahne der Jugend und keiner erkannte Gefahren.
Vorwärts, vorwärts schmetterten die hellen Fanfaren. Bald sangen wir von Freiheit und Recht und folgten den braunen Kolonnen. Wir lernten gehorchen und auch befehlen, so marschierten wir immer der Sonne entgegen, sie war der Begleiter auf all unseren Wegen. Wer wollte da noch hadern, denn schließlich floss uns doch deutsches Blut in den Adern.
So wurde es uns gelehrt und so wurden wir erzogen, und so wurden wir schon damals belogen. Nun wurde uns befohlen, mit der Fahne der Jugend voran die Welt zu erobern, und der Irrsinn begann. Es färbten sich grau die braunen Kolonnen, die Sonne verlor ihren goldigen Schein. Bald brannten überall Feuer, denn die grauen Kolonnen sie zogen, um die Welt zu erobern, in fremde Länder ein. Niemand hörte die Mütter weinen und klagen, blutrot färbte der Himmel sich ein. Vom Kampf und vom Sieg war nun der Text unserer Lieder, doch holten die Feuer uns ein. Bald standen wir in Schutt und Asche und sollten doch die Sieger sein. Wieder, waren wir belogen. Im Wahnsinn erzogen stürzte eine Welt über uns ein. Nun rauschten Wildgänse durch die Nacht mit schrillem Schrei nach Norden. Was war aus uns geworden?
Zu jung, um Verantwortung zu tragen, doch waren wir nun Verbrecher. Man sperrte uns ein für eine Tat, die wir niemals begangen. Wir wurden verschleppt bis ans Ende der Welt, dort sollten wir sicher auch bleiben. Nun waren wir Sklaven, in Sibiriens schwarzen Gruben ließ man die Wut an uns aus. Oft standen wir mit hungrigem Magen, in der Kälte, im Eis und im Schnee. Auf Hügeln und Höhen, unter denen Tausende von Leichen verscharrt wie die Tiere lagen, sie wurden ermordet von den roten Barbaren. Die Jahre vergingen, das Herz tat vor Sehnsucht oft weh, wir kannten keine Liebe, wir waren Männer geworden und wollten wieder nach Hause, irgendwann und irgendwie. Doch war der Weg für viele zu lang und zu schwer. Die Überlebenden kamen früher oder später nach Hause zurück. In ein Land, das wir nicht kannten, denn das Deutschland von einstmals, das gab es nicht mehr.
Auch wollte uns außer unseren Lieben keiner mehr haben. In alle Länder verstreut, begann wieder der Kampf um zu leben. Es war der Sommer des Schweigens, denn es durfte ja keiner reden. Und sah im Herbst mal einer den anderen, so dachten wir mit Wehmut an unsere Jugend und an den Preis, den wir zahlten, für den Wahnsinn, in dem wir erzogen. Nun ist es Winter geworden und unsere Haare sind grau. Nun können wir reden, doch wer will uns heute noch hören, es ja so lange schon her.
Doch ihr Völker gebt acht, wir die das Chaos erlebten, heben zur Mahnung die Hand, den es ziehen schon wieder braune Kolonnen mit „ Sieg Heil“ durch das Land.

Herbert Hecht